

WORT



Der Lichtsucher und
Lichtbringer
Bruno Stephan Scherer

Der Zeitkritiker und
Sprachkünstler
Franz Felix Züsli

Das bewegte Leben der
Olga Maria Braun

Interview mit
Jules Amsler

ZSV Generalversammlung 2013

Sonntag, 17. März 2013

11.00 Uhr

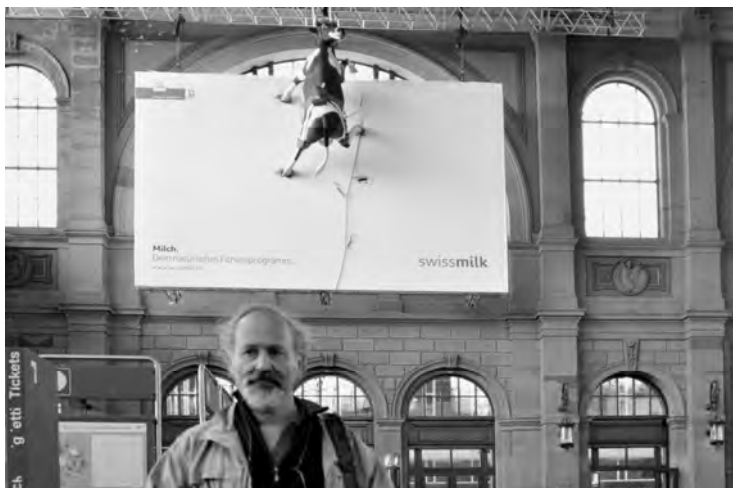
Hotel-Restaurant Landhus
im Saal «Melba und Bleu»
Katzenbachstrasse 10
8052 Zürich

Das Lokal ist rollstuhlgängig

Anträge sind zu stellen bis 30. Januar 2013 an:

ZSV Sekretariat · Brigitte Müller · Blumenfeldstrasse 11 · 8046 Zürich
Telefon: 044 312 15 52 · zsv@bluewin.ch · www.zsv-online.ch





Während des ganzen Septembers 2012 wurde in der Halle vom Hauptbahnhof Zürich die sechs Meter hohe, nach einem Modell von Bildhauer Al'Leu geschaffene Kuh „Lovely“ ausgestellt, die zuvor schon mit ihrer Kletterkunst Gastrecht in den Bahnhöfen Bern und Lausanne hatte.

Editorial

In diesem Heft würdigen wir Schreibende, die den achtzigsten Geburtstag hinter sich haben. Sie sind Zeitzeugen des politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Wandels in der Schweiz und in Europa. Ob und wie diese Ereignisse auf ihre Werke eingewirkt haben, sind das Thema der vorliegenden Beiträge.

Der ZSV feierte dieses Jahr sein siebzigjähriges Bestehen. Die Buchvernissage für den Jubiläumsband „Text und Leben“ fand im Rahmen unserer „Mammutlesung 2012“ am 11. November 2012 statt. Die Anthologie versteht sich als aktuelle Bestandesaufnahme der literarischen Schaffenskraft im ZSV und wurde von Brigitte Müller realisiert. Ich danke ihr an dieser Stelle für ihren unermüdlichen Arbeitseinsatz für dieses Buchprojekt.

Rolf Dorner hat zu seinem Bericht „Panorama der Mentalitäten – 70 Jahre ZSV“, der im WORT Nr. 35 erschien, im vorliegenden Heft eine wichtige Ergänzung angebracht.

Ein beglückendes 2013 wünscht Ihnen
Al'Leu

In diesem Heft

| | |
|---|----|
| Nachtrag zu „70 Jahre ZSV“ | 3 |
| Ein Porträt von Bruno Stephan Scherer oder ein Lichtsucher... | 5 |
| Die Zeitkritik und Sprachkunst des Franz Felix Züsli | 11 |
| Mein Schweizer Rock | 19 |
| Das bewegte Leben der Olga Maria Braun | 21 |
| Das Interview mit Jules Amsler | 31 |
| Veranstaltungen unserer Mitglieder | 36 |
| Visualisiertes Empfinden und poetisches Einfühlen | 37 |
| „es alet zeit“ in die herbstliche Fülle | 40 |
| Schnittstelle der Liebe | 43 |
| Wie ein Vogel über die Felder fliegen | 45 |
| Der Vorstand gratuliert | 47 |
| Luzi - Schaumwein als Lektüre | 48 |
| Herzlich willkommen | 51 |
| Bildwelten aus sechs Jahrzehnten | 53 |
| Gemeinsamkeiten und Gegensätze | 56 |

Wort Zeitschrift für das aktuelle Literaturschaffen im ZSV

Herausgeber: Verlag ZSV,

Zürcher Schriftsteller und Schriftstellerinnen Verband

Verband Ostschweizer Autorinnen und Autoren

Blumenfeldstrasse 11, 8046 Zürich, Telefon 044 312 15 52

E-Mail: zsv@bluewin.ch, www.zsv-online.ch

Ausgabe Nr. 36, 2012, Unterstützt von

ISSN: 2235-2309

© 2012 by Verlag ZSV, Zürich

WORT erscheint 3 x jährlich.

Redaktionsschluss für Nr. 37: 10. März 2013

Abonnement Schweiz: CHF 25.-- Abonnement Europa: CHF 40.--

Einzelheft: CHF 7.--

Umschlaggestaltung: Res Perrot, Zürich. Foto: Franz Felix Züsli

Redaktion: Brigitte Müller, Al'Leu, Martina Leu (Fotoarbeiten)

Ständige Mitarbeit: K. Redmann, August G. Holstein, Rolf Dorner

Internetauftritt: Anno Goldschmid, Korrekturen: Marianne Rudolf



**Kanton Zürich
Fachstelle Kultur**

Nachtrag zu 70 Jahre ZSV

von Rolf Dorner

Im letzten «WORT», Ausgabe 35, schrieb ich unter dem Titel «Panorama der Mentalitäten: 70 Jahre ZSV» die Geschichte des ZSV. Am Schluss listete ich die Namen der Präsidenten und ihre Amtszeiten auf, so u.a. «Ernst Schlatter (2002-2010)».

Die Aufzählung ist zwar formell korrekt, aber mir ist dabei ein Fehler unterlaufen, für den ich mich entschuldige. Es geht darum, auf das grosse Engagement von Kollege August Guido Holstein einzugehen.

In meinem Bericht entsteht der Eindruck, Al'Leu sei 2011 direkt auf Ernst Schlatter gefolgt. Aber dazwischen liegen vier Jahre, in denen August Guido Holstein in seiner Eigenschaft als Vize-Präsident die Aufgaben von Ernst Schlatter als Präsident übernommen hatte, da Ernst krank und nicht präsent war. Es war eine Zeit, da der ZSV vor grossen Herausforderungen und Aufgaben stand. Guido hat 4 Jahre lang sehr viel gearbeitet und zusammen mit Brigitte Müller – die in den 4 Jahren einen überdurchschnittlichen Einsatz leisten musste – dafür gesorgt, dass der Betrieb des ZSV weiter lief.

Ich stellte die erwähnte Liste der Präsidenten und deren Amtszeit an den Schluss, ohne dabei zu präzisieren, dass Ernst Schlatter nur noch der Form halber Präsident war, seine Arbeit aber von Holstein übernommen worden war. Der Vorstand führte Schlatter nominell als Präsidenten, dies aus psychologischen Gründen, hofften doch alle, er werde wieder ins normale Leben zurückkehren können.

Dass ich auf diese Situation und den Einsatz von Holstein als Interims-Präsident nicht einging, tut mir ausserordentlich leid, nicht zuletzt auch, weil gerade von mir als jahrzehntelangem Freund und Mitstreiter von Guido (auch im Vorstand der Literarischen Gesellschaft Baden) dieses Versehen kaum nachvollziehbar sein dürfte. Nicht zuletzt möchte ich auch besonders hervorheben, dass Brigitte Müller in den vier Jahren noch mehr als sonst gefordert war. Sie und Holstein waren damals nicht nur zeitlich sehr stark belastet.

Fokussiert auf die Präsidentenliste ging es mir, wie gesagt, «nur» um deren Namen und die Amtszeit. Wie im «WORT» erwähnt,



August Guido Holstein
©Foto: Martina Leu

musste ich die Daten aus teils widersprüchlichen Quellen (u.a. in der Zentralbibliothek in Zürich) rekonstruieren.

Bei August Guido Holstein und Brigitte Müller möchte ich mich für meinen Lapsus entschuldigen und beiden für ihr Engagement herzlich danken.

Ein Porträt von Bruno Stephan Scherer oder ein Lichtsucher ist auch immer ein Lichtbringer

von August Guido Holstein

Meine Erinnerung, dass dieser Autor nach einer Lesung in Baden am meisten von seinen Büchlein verkauft hatte. Im Büchergestell, bei den Schriftstellern, die ich persönlich kenne, mehr als fünfzehn Bändchen, ausser zweien alle mit Gedichten oder Aphorismen und Sinnsprüchen. Die zwei Prosabände tragen den Titel „Begegnungen mit Arnold Kübler“ und „Klettgaufahrt mit Ruth Blum“. 1991 die Feststellung: Seit 1959 25 Lyrikbändchen veröffentlicht; später lesen wir: 38 Buchveröffentlichungen. Das war Feierabend-Arbeit, denn der Autor war lange Zeit ein bis zwei kath. Pfarreien vorgestanden, war zudem von 1973 bis 1979 Präsident des Innerschweizer Schriftstellervereins gewesen. Im ZSV seit 1975. Ab 1978 amtierte er auch als Verleger der literarischen, recht umfangreichen Reihe des ISV-Verlags, des Cantina Verlags, teils zusammen mit Alphons Hämmerle. Auch der erste Lyrikband des hier Schreibenden mit den Gedichten „Wind auf Fahrt“, 1986, war in der Folge der Innerschweizer Lyrik- und Prosatexte (ILP) bei Bruno Stephan Scherer erschienen. Pater Bruno Stephan Scherer war Seelsorger in Verbier /VS, Mariastein, in Zürich-Schwamendingen (1974-1984), Beinwil /SO und Wahlen bei Laufen.

Viel Engagement, viel Arbeit. Der Pater – heute altershalber mehr oder weniger zurückgezogen im Kloster Mariastein, war selbstverständlich hauptsächlich in den katholischen Revieren tätig und hielt sich beim Schreiben meist mit der einen Hand am Geländer der Schriften der Christlichen Frohbotschaft, während die andere im



Bruno Stephan Scherer
©Foto Martina Leu

Poetischen schwang. Er wirkte zugleich - stets und sehr tolerant - darüber hinaus, denn mir scheint, alles habe bei ihm tiefere Wurzeln. Oekumene gross geschrieben, Taizé zum Beispiel. Glaube nicht nur in Glaubenssätzen und Dogmen, sondern unmittelbar im Leben zwischen Mensch und Mensch, Weggefährtschaft in Liebe. „Homo homini amicus“, der Mensch sei dem Menschen ein Freund. Da findet man in seinen Reihen Gebets-Gedichte zum Kirchenjahr, für Kranke, für Liebende, für Trauernde. Der erste Titel hiess „Vom Geheimnis des Kindes“ und war ein weihnächtlicher Text. In meinen Gestellen Texte von 1971 bis 1997. Er berichtet in „Neugeborner Weltball meiner Gedanken“ 1981, zu Beginn seiner literarischen Tätigkeit, 1947, habe er noch streng metrisch gebunden und gereimt Gedichte geschrieben, seit 1965 ausschliesslich nur noch freirhythmische Gebilde geschaffen „darin sich jede Zeile kraft der Melodie und des alles beherrschenden Rhythmus selbst ihr Vermass setzt. Der Sinngehalt besitzt Vorrang.“ Das seelsorgliche Engagement ist ja präsent. Als Stichworte auch „abendländisches Erbe“, „Vertiefung des religiösen Lebens“, aber auch „Toleranz“, „Pluralismus“, „Respektierung der Freiheit und Menschenwürde“

1929 in Gretzenbach geboren, Bezirksschule in Schönenwerd, Gymnasium Altdorf, Typ A, studierte Philosophie und Theologie, 1959-64 Studien in Germanistik, Kunst-Geschichte und Pädagogik in Freiburg i. Ü. und München. Dr. phil. mit einer Arbeit über Reinhold Schneider (Schriftsteller christlicher Prägung, präsent nach der Kriegszeit u.a. mit eindrücklichen geschichtlichen Darstellungen wie Philipp II., Las Casas, Die Hohenzollern, mit Sonetten). 1949 Benediktiner Mariastein und Gymnasialprofessor für deutsche Literatur, Kunstgeschichte in Altdorf. Er unterrichtete auch Latein, Geschichte, Religion. 1961 bis 1963 und 1967/68 arbeitete er im Reinhold Schneider-Archiv in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe. Er ist Mitbegründer der Reinhold Schneider-Gesellschaft. Mitredaktor verschiedener Zeitschriften, Präsident ISV, in seiner Regie z.B. das Buch „Innerschweizer Schrift-

steller, Texte und Lexikon, Raeber 1977. Ab 1978 die literarische Reihe des ISV-Verlags. Verschiedene Preise: 1957 Lyrikpreis Radio-Studio

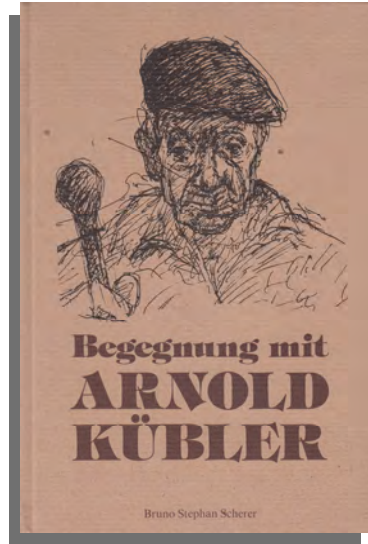
**Nach den Fotos auf den Covers
meist ein Lächeln auf den Lippen,
vielleicht leicht ironisch.**

Basel. 1996 der Literaturpreis des Kantons Solothurn, hauptsächlich für seine „eigenständig-trefferichere und immer wieder betroffenen machende geistliche und weltliche Lyrik“.

Anblick: Nach den Fotos auf den Covers meist ein Lächeln auf den

Lippen, vielleicht leicht ironisch. Besonnen-wortgewandt. Brille natürlich, grosse Stirnglatze, mit Krawatte, die Haare hinten wie zwei Flügel, leicht professoral. Im Büchlein von 1997 auf der hinteren Deckelseite mit ärmellosem Pullover, offenem Hemd, immer noch unternehmungslustig im Blick.

Einblicke: In „Lichtspur Weg“ steht als Prolog „Pfad ins Licht, in die Freiheit“. Und wir lesen über Dädalus „Heftig verteidigt er / das Recht auf Freiheit / das Recht auf Hoffnung / auf das Gelingen des Fluges wider den Tod / in Bedrückung / mit Verzweiflung“. Doch dieses heitere Dasein „bleibt aufgespart / für die Freiheit / jenseitigen Lebens“. Er sucht in allen Räumen das Licht, in der Natur, bei den Menschen. Dazwischen auch das Gedicht „Ein kaum-geborenes-totes Wiesel“, pragmatisch, das Unbequeme nicht auslassend, nicht nur Schöngest. Darauf aber positiv das Lilaleuchten der Winterastern. Er schreibt, wie die meisten Seelsorger, eine sofort verständliche Lyrik, wenn auch auf der Suche nach dem unvergänglichen Licht, das Auge nach innen gerichtet, Licht zum Beispiel in einer Ikone, Fenster zum Ewigen. Oft im übertragenen Sinne, mit Wortbildern. „Die Schmerzen färben sich / in seine Hemden ein.“ Dies bezogen auf Beethovens Sonate „les adieux“. „Die Wartestunden fallen ... von den Ästen / des Tonbaums.“ Mozarts Musik „wie Wasserblasen und Luft“. „Brückenbauen dem Wort ... Pfade begehbar / für Blinde sogar / für Lahme“. Darin auch Sinnsprüche über das Sparen – oh, wie aktuell!



Es war einmal ein Lichtsucher, wurde Seelsorger, predigte über das Licht in den Bäumen, überm Wasser, auch bei den Menschen, teils selbst bei Leidenden, Licht am Himmel, Licht im Himmel, Licht bei Jesus und seiner Botschaft. Gebeugt, den Kopf gesenkt, sassen auch die Graumänner und -frauen in den Bänken. Licht in seinen Worten, Botschaften zu den Schatten.

Man nehme das gelbe Bändchen mit dem Schmetterling, mit den Gedichten für die Trauernden und stelle fest, dass im Christentum eine Umpolung stattgefunden hat, denn durch den Glauben an die Auferstehung bedeutet letztlich der Tod Leben, wird aber gleich-

zeitig als das Gegenteil empfunden. Der Trostspendende entgegnet dem, indem er rät, alles in Demut anzunehmen, ins Lebensganze einzuordnen und der christlichen Verheissung Glauben zu schenken. So im Nachwort des Verfassers. Der Schmetterling auf dem Sargbouquet. Werden und Vergehen im Kreislauf der Natur. Ahnungen, Urrigion seit Menschengedenken, Metamorphose, Verwandlung, die Hoffnung, letztlich geborgen zu sein. So das Nachsinnen der Autors, immer nach den Wurzeln grabend.

Im Bändchen „Silbergraue Welt Musik“ lesen wir: „...Du lauschest stumm / und suchst in dir / des Lebens Urgesang: Lied der Liebe/ Gott – / im Herz- und Weltengrund“. Ja, es gibt Musik, die überirdisch in uns anklingt, ganz in der Tiefe oder Höhe. „Tonlicht Hoffnung erdämmert, / hellt auf zu Tag und Lichtfest: Musik.“ Musik, der Garten der Freude, sie hören, bis ein Stern im Herzen brennt. Und in den vielen Gedichten immer ein Gegenüber, keine Einsamkeit, auch in den Nöten, unterm unergründlichen Himmel, unterwegs immer mit der Sehnsucht, wobei aber bekannt ist, dass Seelensorger heute oft einsam sind – ein Grund zum Schreiben, und Gott, im christlichen Verständnis früher und heute, als das grosse Du. „Gott weiss / ein Wort / für jedes leere / Blatt“. Natur und Kunst begleiten auch den Poeten. Bei den lyrischen Bildbeschreibungen, etwa in „Gärten der Welt“, oder in „Bild und Gleichnis“, den Versen zu Kunst und Musik, 1971. Der Griff teils gelockert am religiösen Geländer, doch Joh. Sebastian Bach präsent, Rouault. Auch in den Naturgedichten „Immer wieder ist Frühling“ 1990, besonders im schönen Lyrik-Bändchen „Winteratem – mein Urner Jahr“ 1984. In diesen Werken auch Gedichte, frei von allem vorher Beschriebenen, z.B. „Mädchen mit blauen Vögeln“ nach einem Bild Mackes oder „Zirkusknabe“ nach Picasso.

Pater Bruno Stephan Scherer ist ein Schriftsteller mit der Symbiose zum Religiösen, so wie – im total anderen Bereiche – Paul Nizon etwa mit und in Paris lebt. Beide durchlaufen ihre Areale, poetischer ausgedrückt „Gefilde“, mit den Evangelien einerseits, in den Strassen der Weltstadt andererseits.

Ich besuchte Pater Bruno Stephan Scherer in Mariastein. Ein etwas gebückter, nun älterer Mann als auf den Fotos bei seinen Büchern kam mir entgegen, gebückt, wie er sagte, weil er zu viele Bücherschachteln schleppte und deswegen sogar in die Therapie musste. Er zeigte mir die Bibliotheksräume mit vollen Büchergestellen, beinahe wie Erdschichten. Ich stellte ihm ein paar Fragen. Wie er zur Literatur gekommen sei. Wir sassen darauf in einem Zimmer an einem runden Tisch und mit rötlichen Riegeln in den Wänden.

Er berichtete ausführlich. Begonnen habe das Interesse mit den Märchenstunden, je am Samstag, in der Primarschule. Er habe sich damals bereits dafür interessiert, was die Märchen eigentlich mitteilen wollten. Sie hätten auch alle zwei Wochen ein Gedicht auswendig lernen müssen. Sein Vater habe für Kultur immer viel Interesse gezeigt und sei für den Kulturfilm am Ort zuständig gewesen. Er habe ihn als Bub oft mit ins Kino genommen. Einen Film habe er für sich besonders verarbeiten müssen, den „Hamlet“. Der habe ihn aufgewühlt mit der Ophelia-Problematik. Er habe darauf sieben eigene Gedichte darüber verfasst. Im Kollegium später hätten sie Aufträge erhalten, zum Beispiel ein Distichon selber zu verfassen. Er habe damals Klavier gespielt, habe jedoch während seiner Ferienarbeit in der Stanzerei der Bally-Fabrik einen Unfall gehabt und zwei Finger plattgedrückt. Damit sei sein Musizieren beendet gewesen, und er habe sich damals entschlossen, doch weiterhin künstlerisch tätig zu bleiben und habe sich für die Literatur entschlossen.

Meine zweite Frage betraf sein Ordensleben. Die Antwort war, in der grossen Familie sei die Mutter froh gewesen, wenn der Vater mit ihm am Sonntag spazieren ging und in die Kirche. Dort habe ihn der Gesang des Kirchenchores, das Spiel der Orgel beeindruckt, die farbigen Gemälde. Er habe gute Vorbilder gehabt, der Pfarrer fröhlich und gastfreundlich. Durch Pfadfinder- und Jungwachtätigkeit sei in ihm der Wunsch gewachsen, Jugendseelsorger zu werden. Ins Kloster habe er hinüber gewechselt von der Pfarreraufbahn, weil die Vikare immer wieder mit den Jungen in die Lager als Begleiter mussten. Bei den Lagern habe er schlechte Erfahrungen gemacht. Der Benediktiner-Orden habe auch Gewähr für eine gewisse Gelehrsamkeit, die er anstrebte, geboten. Dem entspricht, dass er rückbesinnend seine Tätigkeit als Volksschul-Professor besonders hervorhob. Übrigens, dass sein lyrisches Schaffen so stark mit Biblischem verknüpft ist, resultiere aus seiner eingehenden, langzeitlichen Bibellektüre in den drei Originalsprachen Hebräisch, Griechisch, Lateinisch. Der Wille, seinen Mitmenschen helfen zu wollen, habe eine Rolle gespielt bei ihm, das Dienen, das Trösten, zum Beispiel in der Sterbebegleitung. Und er erzählte vieles über seinen Grossvater und Vater, was hier nicht nähere Erwähnung finden kann. Die Umgewöhnung von den Pfarrstellen zum Klosterleben sei nicht einfach gewesen. Er ist jetzt im Kloster Mariastein der Älteste und hat in Abwesenheit des Abtes gewisse Tagesfunktionen in der Gemeinschaft sicherzustellen.

– Blicke unter der Brille hervor, leises Lächeln.

Die Zeitkritik und Sprachkunst des Franz Felix Züsli

von Al'Leu

Franz Felix Züsli wurde am 7. November 1932 in Zürich-Albisrieden als Sohn eines Schreiners und einer Damenschneiderin aus dem Thurgau geboren. Der Vater stammte aus einer Herlisberger Kleinbauernfamilie. Dessen Bruder übernahm die Nachfolge auf dem Hof.

Franz Felix Züsli verbrachte seine Kinderzeit zusammen mit zwei jüngeren Schwestern in einer behüteten Familie, die sich in einem wirtschaftlich schwierigen Umfeld bewähren musste. In der Krisenzeit der dreissiger Jahre war der Vater zeitweise arbeitslos. Als initiativer Mensch wehrte er sich aktiv gegen seine Situation und sicherte der Familie ein bescheidenes Einkommen, indem er ein Jahr lang als Hausierer durch das Mittelland zog. Die fürsorgliche Mutter arbeitete in den Kriegsjahren, wie viele andere Frauen auch, übermässig viel, um das Wohl ihrer Kinder zu sichern. Der Vater musste von 1939 bis 1945 als Wachtmeister tausend Dienstage in der Landesverteidigung leisten.

Dem damaligen Erstklässler bleibt unvergesslich, wie die Mutter in der Wohnung dem Vater half, den Kaputt zu rollen „auf Bajonettlänge, auf Tornisterbreite... Geruch von Gewehrfett, Mottenkugeln, der Felltornister, Karabinerholz... 1939, September... die Vereidigung eines Bataillons auf unserem Schulhausplatz, Taktschritt, Rossmist und Schuhnägel auf der Strasse...“

Die Einkommenseinbussen der Dienstverpflichteten wurden während des Zweiten Weltkrieges durch die „Lohn- und Verdienstersatzordnung“ des Bundes auf einem erbärmlich niedrigen Niveau entschädigt.

In der Textsammlung zu Erich Langjahrs 1978 gedrehten Filmes „Morgarten findet statt“ schreibt Züsli über seinen Vater:

„Wie zahllose Arbeiter stand er während des Zweiten Weltkrieges stumm zu Morgarten, als einzelne hohe Offiziere eher auf der Seite Berlins stehen wollten. Die Arbeiter haben im Zweiten Weltkrieg

als Schweizer ihre Pflicht erfüllt, auch wenn viele als Arbeitslose weniger zu verlieren hatten als mancher Erst-Augustredner...“

Züslis Vater hatte eine musische Ader: Er sang gerne, jodelte und verfasste Dialektgedichte.

Nach dem Krieg besserte sich die wirtschaftliche Situation der Familie. Der Vater wurde Schreinermeister beim Eidgenössischen Hochbauamt.

Nach seiner Schulzeit absolvierte Franz Felix Züsli in der Druckerei „Berichthaus“, in der unter anderem das „Tagblatt der Stadt Zürich“ produziert wurde, eine vierjährige Schriftsetzerlehre. Samstagmorgenarbeit war damals noch eine Selbstverständlichkeit. An der Kunstgewerbeschule Zürich besuchte er die Fächer Malerei, Akt- und Schriftzeichnen. Dies diente nicht nur der Entwicklung seiner gestalterischen Fähigkeiten, sondern weckte auch das Interesse an der Kunst in ihm.

Nach der Infanterierekruten- und Unteroffiziersschule bei der Panzerabwehr in Yverdon folgte die Offiziersschule in Bern.

Nach einer dreieinhalbjährigen Maturitätsvorbereitung im Institut „Minerva“ bestand Franz Felix Züsli die Eidgenössische Matura. Anschliessend folgte das Studium an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich.

Um seine akademische Ausbildung zu finanzieren, arbeitete Züsli als Bademeisteraushilfe im Schwimmbad Letzigraben, aber auch als Inseratenakquisiteur auf Provisionsbasis. Schmunzelnd gestand er mir, „dass dies gar nicht schlecht rentierte“.

Mit seiner rechtshistorischen Dissertation „Beiträge zur Polizeigeschichte der Republik Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ erwarb Franz Felix Züsli die Doktorwürde.

Von 1968 bis 1983 arbeitete er als Universitätssekretär an der Universität Zürich und war damit faktischer Hausvorstand des Kollegiengebäudes während den sogenannten „Zürcher Unruhen“.

Anschliessend wurde er Stiftungssekretär im Pestalozzi-Kinderdorf Trogen. Ab 1991 war Züsli zuständig für den Fürsorgeteil des Asylwesens im Kanton Zürich.

Nach der Pensionierung folgten ehrenamtliche Tätigkeiten in Vereinen und Stiftungen. Beispielsweise als Präsident des „ISV – Innerschweizer Schriftsteller Vereins“. Er wurde zudem Vorsitzender



Franz Felix Züsi
©Foto Martina Leu

des anthroposophischen Sanatoriums „Haus am Stalten“ in Steinen-Endenburg, und Präsident des Fördervereins „Musik in erweiterter Tonalität“ in Neerach.

Erste schriftstellerische Erfahrungen machte er während den „Zürcher Unruhen“. Zuerst entstanden Gedichte, doch auch bald Prosa. 1983 erschien „Josef X, der Omelettenbäcker und andere Erzählungen“ im Verlag Gute Schriften in Bern.

Die Erzählung schildert die Verstrickung von privater Initiative und politisch verursachter Fremdbestimmung. Die Handlung der Erzählung setzt etwa ein Jahr vor dem Ableben des ‚Sturmvogels‘ Josef X ein und zeigt auf, wieso er der feurigen Ruscha Markovic nicht widerstehen konnte.

„Tagsüber aber, und oft auch abends spät noch, stand Josef in seiner blau-weiss karierten Bäckerschürze in der Crêperie „Zum süssen Krokodil“. Sein Schnauz roch nach Grand Marnier, nach Konfitüre der Atem, Aprikosenkonfitüre, sein Blick aber ging zu Ruscha, während Klara Gäste bediente, dieses Klaralachen, und draussen auf dem Hinterplatz Türkentauben ihre Schnäbel in das

Erste schriftstellerische Erfahrungen machte er während den „Zürcher Unruhen“.

Spritzwasser aus der Brunnenröhre streckten: Gurren überall. Fast die gesamte Familie X lebte in der Crêperie „Zum süssen Krokodil“, nur

Vater hinkte wie bisher zu seiner Bahnarbeit; sein Rheuma nahm zu. Vater Hediger hatte zuerst Einspruch gegen den Namensvorschlag „Crêperie zum süssen Krokodil“ erhoben – „Crêperie Hediger genügt!“ Alle hier in der Altstadt kennen Hediger! Blicke hin oder her: Die Idee kam von Ruscha. Eine Woche später hing das neugemalte Namensschild „Zum süssen Krokodil“ blaugrün über dem Eingang zur Crêperie.

Im März auch trieb der leichte Frühlingswind am Morgen die frischgewaschenen Vorhänge wie Gebetsfahnen an den Fenstern der Bäckerei-Crêperie hin und her, bauchte sie wie Hochzeitschleier zur Altstadtgasse hinaus. Drei runde Tische standen dort in der Morgensonne neben dem Vordereingang „Zum süssen Krokodil“ längs der Rebasse, die roten Tischtücher mit Metallklammern gegen Windstösse geschützt und neun Korbstühle aus dem Brockenhaus frisch bemalt rund um die Tische. Auf dem Platz beim Hintereingang nochmals ein Tisch – auch Vater Hediger war stolz auf seine Idee: „Crêperie Hediger!“ Bald waren die Süss-Omeletten an der Rebasse das Stadtgespräch.

Und Ruscha und Josef arbeiteten mehr als je zuvor in ihrem Leben...“

Der Text ist ein literarisches Aufarbeiten von Franz Felix Züsli's Erlebnissen während den „Zürcher Unruhen“:

“Nach vier Uhr nachmittags schoss die Polizei erneut ihre Gummigeschosse in die Gegend: Mehrere tausend Menschen wehrten sich an der Flussstrasse unten in einem mächtigen Demonstrationszug für billigere Wohnungen „Gegen die Spekulation!“ und zogen in grossen Gruppen über die Brücke zum Rathaus hinauf, da und dort klatschte ein Farbbeutel; Petarden, Glaskugeln. Von Bürgerkrieg konnte keine Rede sein, obwohl der Bürgerrat einer Aussengemeinde den Einsatz der Armee verlangt hatte. Die kluge Stadtregierung wollte verhandeln, doch war die Geduld der Bezirksregierung am Ende, denn Wiederwahlen standen bevor, und nicht nur die Händler in der Altstadt hatten die Unruhen satt.

Gegen fünf Uhr schoss erneut eine Polizeigruppe, verummt in Gasmaske und Helm, schoss ihre Gummigeschosse in das Menschengewühl, nachdem Milchzähne und Graubärte Steine geschmissen und unten beim Rathaus Fenster eingedrückt hatten...“

Bruno Stephan Scherer, der damalige Präsident des ISV, machte Franz Felix Züsli mit der literarischen Szene der Innerschweiz bekannt. In der von Bruno Stephan Scherer und Alphons Hämmerle herausgegebenen Reihe „Innerschweizer Lyriktexte“ erschienen Züsli's vom Zürcher Maler Mario Comensoli illustrierte Gedichtbände „Hoffen in der Dämmerung“ und „Dennoch“.

„Hoffen in der Dämmerung“ ist seiner ersten, aus dem Friaul stammenden Frau gewidmet, die tragischerweise an einem Hirntumor starb:

„Wenn Gottes Thron leer ist, / und nichts ist, wo du nicht bist, / so bleibt doch dein Lächeln / als Erinnerung zurück!“

Jahre später, nach der Wiederverheiratung mit der Musikerin Verena Zacher änderte der Autor und Vater zweier erwachsener Kinder seinen bisherigen Schriftstellernamen von Franz Züsli-Niscosi auf Franz Felix Züsli.

Franz Felix Züsli hat einen Luzerner Hintergrund: Als Zürcher ist er auch Bürger von Herlisberg. „Das Herz lebt im Luzerner Seetal, die Zunge in Zürich...“ schreibt er in einem Brief, der das Potential eines kalligraphischen Kunstwerkes in sich hat. Gerne erinnert er sich an die damaligen Diskussionen im ISV, vor allem mit dem Bildungsphilosophen und Schriftsteller Pirmin Meier.

Franz Felix Züsli's jüngster Lyrikband „ember“ ist eine kraftvolle

Anregung, grundsätzlich über Sinn und Funktion von Lyrik in einer Zeit, in der wir den Textfluten der Echtzeitinformationsgesellschaft kaum entkommen können nachzudenken. Und dies in einer Zeit, wo die Lyrik als Parallelwelt genauso vielfältig wie dehnbar ist und sich oft in die diskussionsbedürftigsten Zonen ihrer Grenzbereiche verflüchtigt.

Sprachauflösungsexperimente, typographische Verrasterungen, Hermetik des Textkörpers, erhabene Textabstraktionen und kabarettistische Reimparodien sind nur einige Stichworte zu dieser kaleidoskopischen Vielfalt.

Zeitgleich erzeugen scheinbar bewährte Lyrikformen durch ständige Wiederholung des Gleichen beziehungsweise Ähnlichen schwere Aufmerksamkeitsdefizite beim Publikum.

Andere Gegenwartsgedichte setzen sich so radikal mit der Tagesaktualität auseinander, dass sie riskieren, morgen schon Schnee von gestern zu sein.

Franz Felix Züsli kümmern solche lyrischen Verwerfungen und Turbulenzen wenig. Sein dichterisches Anliegen ist, seine ureigenen Emotionen unabhängig vom Zeitgeist in ihre optimale Sprachform zu bringen.

Vorbildlos seinen Eingebungen folgend, schafft er Gedichte, die in ihrer Präsenz etwas geheimnisvoll Unvergleichliches in sich bergen. Gedichte wie „Graubart“ sind sprachformende Interaktionen aus Naturempfinden, Einfühlung und Sinnerkenntnis:

„Schattenhände, dunkelgrau, / streicheln Grün, Grasgrün; / grauen um die Wette, / feinschattig schwingend, / mit Lichthelle, Windhauchspiel: // Graubart tanzt Polka / auf Schattenfüssen. // Eine Krähe frackt und hüpf / vom Grau ins Grün.“

„Herbstlicht“ aus dem Lyrikband „ember“ zeigt, dass Franz Felix Züsli durch subtile Textreduktion und sprachschöpferischen Reichtum zu Ausdrucksformen findet, in denen das dichterische Empfinden und die momentgeprägte Erfahrung zu einem vereinten Subjekt werden:

Das Gedicht „Spinnennetze“ aus dem Band „es aalet zeit“ steht hier stellvertretend für Franz Felix Züsli's Gespür für die Wechselwirkung von phonetischer Sprachformung und jener poetischen Metaphorik, die aus dem Wissen um die Verletzbarkeit von Erscheinungsformen des Seins entstehen:

„Novemberräume erden ackerweit / voller Nebelatem: Ein schmaler Tropfen / Sonnenhelle umfließt ein Baumskelett, / rindenglänzend hell im Schleierlicht; / und dort, eine Tonne: Welch ein Spinnennetz! / Fädenlang perlt Nebelnässe, / kreuzt die Wanderwege der Erinnerung.“

Die jüngste Prosapublikation „Der Wolf weint“ ist eine Sammlung neuer und vergriffener Texte, in der die Prosaentwicklung Franz Felix Züslis und sein derzeitiges Prosa Können auf gemeinsamer Ebene stehen.

In der Titelgeschichte geraten die Hormone von Zeno Volken-Lombardi vom Aussehen und dem Duft von Maria Gruber gewaltig in Aufruhr:

„Duft, Haut, Buchten, Muscheln... Zenos Zügel schleifen.... Lava-vulkan aus seinen Tiefen, die Zeno spürt, Tiefen, die er nicht benennt...Glühendes ergiessen, offene Krater; Erde an das Gesicht pressen, um den Duft des Vulkanes zu spüren; Feuerspiel, doch – die Spielregeln verglühen: Zeno geht den Wolfsweg...“

In der Erzählung „Der Skelett“ fragt sich der Autor nach dem Anruf seines Verlegers, ob er denn ein ‚Geschichten-Automat‘ sei. Das ist Franz Felix Züsli mit Sicherheit nicht. Seine jüngere Prosa ist mehr als nur stilsichere sprachkonzentrierte Ereignisdarstellung. Sie zeichnet sich durch ein situatives, intuitives und vor allem risikobereites Einlassen auf unverbrauchte Erzählprozesse aus, was Texte wie „Der Skelett“ zeigen. Der Protagonist ist zwar männlich, aber noch ohne Textkörper, sondern existiert erst als ein kaum beschriebenes Blatt Papier.

In „Herbst am Fluss“ wird die Situation um den am Ufer aufgefundenen Toten immer mysteriöser, bis Kommissar Clemens Salvis das Opfer eines eigenartigen Verkehrsunfalls wird.

In der Erzählung „Die Perücke“ kommt er mit verändertem Charakter wieder in Einsatz und fasst ironisch das Ergebnis aus diesen beiden Prosaereignissen zusammen: „In unserer Fantasie blühen hundert Möglichkeiten für ein Verbrechen...“

Franz Felix Züsli ist ein Autor, der im Schreiben immer wieder Innovationspotential findet. Er ist sich bewusst, dass aber jede Innovation auch das Verständnis riskiert. Trotzdem steuert er mit sicherer Hand sein Literaturboot weiter um die Riffe auf dem Silbersee der Sprache...

Mein Schweizer Rock

von Johannes Golznig

Vor Jahrzehnten, noch in den 40er Jahren, nach dem Kriege ist es gewesen, genau kann ich das Jahr nicht mehr sagen, konnte ich durch einen Klagenfurter Freund in die Schweiz fahren. Es war die Zeit, in der ich die „Zertrümmerte Erde“ niederschrieb, die Lebensmittelpreise mit müden Blicken anstarrte, eifrig die Schwarzmarktpreise studierte und grossartige Luftschlösser baute. Hobisch, ein Gastwirtsohn, wusste schon recht gut um die Möglichkeit, in der Schweiz den hochgeschätzten Franken zu erwerben. Mit den Franken konnte man Schokolade und Orangen kaufen und Sachen, von denen meine Freunde und ich nicht einmal träumen konnten, weil wir sie nicht kannten. Dieser Gastwirtsohn war einfach mein Glück. Er verschaffte mir die Möglichkeit, einen Arbeitsplatz in diesem von uns erträumten Land zu bekommen. So fuhr ich von Kärnten über Tirol und Vorarlberg in die Schweiz nach Zürich, mit einem Bummelzug. Mein Arbeitsplatz war bei Herrn Scherer, einem Bootsbesitzer, dessen Hobby das Modellbauen von kleinen Schiffen aller Art war. Soweit ich mich erinnere, war am Limmatquai eine Segelschule, wo ich mit Überholungsarbeiten eingesetzt wurde. Mit meiner seemännischen Ausbildung während des Krieges konnte ich sogar den Schweizer Mitarbeitern etwas zeigen.

In einem Kino in Zürich war eine Angestellte, die von den jungen Männern anscheinend nicht besonders begehrt wurde. Sie sollte nach Meinung des Herrn Scherer wenigstens einen Ausländer heiraten, wozu sein Österreicher der Richtige wäre, und dass auf diese Art und Weise die Mitarbeit vielleicht für längere Zeit gesichert werden könnte.

Ein solcher Glücksfall wäre allen Teilen geholfen: Die nicht dem Schönheitsideal entsprechende, arbeitsfreudige Schweizerin hätte endlich ihren Schutz und nächtlichen Begleiter, der Segelverdiener einen gebundenen Mitarbeiter und der Ausländer seine Sicherheit. Außerdem könnte ein solcherart Menschenfreund, sollte er ein Rotarier sein, mit einer besonderen humanitären Art punkten.

Aber diesem hure Usländer konnte nicht geholfen werden, der wollte nur die guten Schweizer Fränkli verdienen.

Meine Quartiergeberin war Frau Zumstein, bei der das Frühstück für mich jedes Mal ein wahrer Feiertagsgenuss war. Mit Orangengetränk, Ovomaltine, Feingebäck und einer gepflegten gutherzigen und für mein Dasein verständnisvollen Frau, gleich einer Mutter, begann der gute Tag, als wäre jeder Tag ein Sonntag. Frau Zum-



Johannes Golznig
©Foto Martina Leu

stein war eine Bücherfreundin. Ihr werde ich immer dafür dankbar sein, dass sie mir das Buch von Stefan Zweig, „Magellan“ besorgte.

In Rüschnikon im Kanton Zürich, wo ich im Gartenbau meine Fränkli, gemeinsam mit italienisch sprechenden Schweizern verdiente, hatte ich das Vergnügen, einen Landjäger (Polizei) kennen zu lernen. Mir lief es kalt und heiss vor innerer Aufregung und Angst über den Rücken, denn Amtspersonen waren für mich in damaliger Zeit immer ein Schrecken. Ein Schutzengel an meiner Seite mochte es wohl gewesen sein, der mir eingab, besonders höflich zu dieser hohen Amtsperson zu sein. Wir kamen recht bald über den Krieg zu sprechen. Er erzählte voll vaterländischem Stolz von seinem harten Einsatz an der Grenze zum Deutschen Reich, von der Verteidigungsstärke seiner Schweiz, auch was gewesen wäre, hätten es die Deutschen gewagt, in das neutrale Land einmarschieren zu wollen. Der Höhepunkt unseres Gesprächs war ein Bekenntnis seines schweren Opfers. Zwei Wochen hatte er während seines Grenzeinsatzes keine Schokolade bekommen. Zwei Wochen musste er fern von seiner Mutter auf die gute Schweizer Schokolade verzichten. Nach diesem Bekenntnis gab mir wieder mein Schutzengel die Erlaubnis zu heuchlerischem Bedauern. Mein Lob und meine Anerkennung genügten anscheinend, mich nicht nach der Arbeitsbewilligung zu fragen. Fortan begrüßte ich den Beamten mit dankbarer Hochachtung.

Heute, eine Zeit, in der wir in Wohlstand eingebettet sind, die Jugend, deren Eltern, ja meist sogar die Großeltern dieser Jugend in Freiheit ihr Dasein erleben dürfen, glaube ich die Gefühle meines Landjägers verstehen zu können.

Die viel Schweiss abverlangte Arbeit in Rüschnikon ging langsam zu Ende. Die Zeit, Anschaffungen zu machen, war gekommen.

In sechs Monaten angesparte Franken haben mich zu einem wohlhabenden Ausländer gemacht. Nie dachte ich daran, nur einen Rappen, geschweige denn einen Franken mit nach Hause zu nehmen, so habe ich neben der guten Schweizer Schokolade, Ovomaltine, einen nach neuester Mode gefertigten Rock und manches mir bis dahin Unbekanntes mit meinen erworbenen Franken gekauft. Gewiss gehörte ich zu den glücklichsten Menschen, als ich am kommenden Tag wieder in die St.Veiter Strasse in Klagenfurt heimkehrte und am selben Abend noch die Freunde im Gasthaus Kral in Annabichl traf, wo ich mit grosser Freude gefeiert wurde.

Doch lange Zeit traute ich mich nicht, meinen neuen Rock anzuziehen, weil ich mich über einen solchen Reichtum, der hier zu Lande nicht einmal am Schwarzmarkt erhältlich war, geschämt hätte.

Jahrzehnte später lernte ich Herrn Al'Leu, den Chef der Edition Leu aus Zürich kennen, und wir trafen uns in Innsbruck und in

Salzburg. Wir einigten uns, verteilt auf mehrere Jahre, auf die Herausgabe von drei Büchern. Inzwischen sind wir, das Ehepaar Leu und das Ehepaar Golznig, Freunde geworden.

Ein guter Weg vom Schweizer Rock über den Schweizer Verleger zum Buch eines Österreichers.

Das bewegte Leben der Olga Maria Braun

von Al'Leu

Olga Maria Braun wurde am 26. Dezember 1926 als Tochter eines Bergbauingenieurs im böhmischen Brüx geboren. Ihre Mutter stammte aus einer Lehrerfamilie in Mähren. Sie zog nach Böhmen, um dort zu heiraten. Nach nur zweijähriger Ehe, in der die Tochter Olga das Licht der Welt erblickte, verunglückte ihr Mann tödlich bei der Ausübung seines Dienstes.

Dieser Schicksalsschlag veränderte alles. Die Mutter kehrte mit ihrem Kind in das Elternhaus zurück und entschied sich, nie mehr zu heiraten. Ihr Grossvater war Direktor der Volksschule. Dieser humane, liebenswürdige und belesene Mensch wurde für Olga so



etwas wie ein Vaterersatz. Einen Grossteil seiner Freizeit verwendete er für seine Enkelin. Er war ein hervorragender Kenner der Literatur: Aus Büchern kannte er fast die ganze Welt.

Der kleinen Olga erzählte er viele Märchen und Sagen. Hier liegen vermutlich die Wurzeln für Olga Maria Brauns Vorliebe für das Fantastische, das einige Jahrzehnte später in dem in mehrere Sprachen übersetzten und von ihr illustrierten Märchen „Lulu die Mondblume“ zur vollen Reife kam.

Die Mutter war eine begabte Pianistin und förderte schon früh das musikalische Talent ihrer Tochter. Im Alter von vier Jahren erhielt Olga den ersten musikalischen Unterricht.

Beschützt von einer gutbürgerlichen Familie wuchs Olga als fröhliches und aufgewecktes Kind auf.

Olga erkrankte an einer schweren Lungenentzündung. Die verzweifelte Mutter befolgte den Rat der Ärzte, einen Klimawechsel vorzunehmen und zog mit dem kranken Kind ins Grenzgebiet von Mähren.

1939 floh sie vor der deutschen Armee nach Brno, wo Olga das Gymnasium besuchen konnte.

Professor Vaclav Kapral bereitete sie erfolgreich für den Eintritt in das Konservatorium vor. Eines Tages wurde der Professor von der Gestapo abgeholt und in verschiedenen Lagern interniert. Mit viel Glück überlebte er. Als überall geehrter Mann starb er kurz nach seiner Rückkehr an den Folgen seiner in der Gefangenschaft ruinierten Gesundheit.

Olga studierte bei Professor Schäfer. Ein Ausbildner, der immer Höchstleistungen von seinen Studenten forderte. Der Unterricht wurde zunehmend schwieriger. Immer öfters mussten Schulen kriegsbedingt schliessen. Die Schüler wurden zur Zwangsarbeit in die Fabriken geschickt. Olga hatte Glück, sie durfte privat bei Professor Schäfer weiterstudieren. Sie stand unter enormem Leistungsdruck: Bei Nichterfüllen der erwarteten Leistungen drohte ihr sofortige Zwangsarbeit in den Gruben oder in einer der Fabriken.

Nach Kriegsende, im Mai 1945, begann sich das Alltagsleben zu normalisieren. Olga bewarb sich für einen Auslandsaufenthalt. Sie erhielt ein Ferienstipendium für Bulgarien am Schwarzen Meer. Das wunderschöne Land begeisterte sie. In Varna freundete sie sich mit einer Künstlerin an, die sie nach Sofia einlud und mit dem dortigen Kulturleben bekannt machte.



Später erhielt Olga Maria Braun ein Stipendium für ihr Studium an der Universität St. Kliment-Ohridski in Sofia. Sie wollte hier ihre Dissertation schreiben; das wurde ihr jedoch nicht erlaubt.

Nach dem Abschluss des Psychologiestudiums bekam Olga Maria Braun eine Stelle an einer psychiatrischen Klinik, wo sie als selbstständige Psychologin arbeiten konnte. Sie leitete in der Frauenabteilung jenen Bereich, in dem die Psychotherapie zentral war. Diese Aufgabe motivierte die hilfsbereite Olga, da sie hier ihre musikalischen Fähigkeiten bei ganz neuen Therapieansätzen einbringen konnte.

Kleine Schritte des Erfolges bei den Patientinnen entschädigten sie für ihren unermüdlichen Einsatz an den langen Arbeitstagen.

Olga wollte ihre beruflichen Fähigkeiten aber weiterentwickeln: Neue Erkenntnisse erwerben und Probleme lösen. Sie sehnte sich nach der aufbauenden Auseinandersetzung mit Kollegen auf internationaler Ebene. Nach einer intensiven Bedenkzeit gab sie ihre Stellung an der Klinik auf. Die zwei darauf folgenden Anstellungen in internationalen Kurorten erfüllten nicht ihre Erwartungen.

Mitten in der Arbeit wurde sie von einem Heiratsantrag des Physikers Doktor Jaroslav Feifer überrascht, der als Dozent an der Technischen Hochschule in Pilsen lehrte. Er war ein grossgewachsener, gutaussehender Mann mit feinen Gesichtszügen und gutmütigem Charakter. Durch einen Zufall hatte er Olga kennengelernt und ihr sofort ein Antrag gemacht. Als vielbeschäftigter Mann verlangte er von Olga einen raschen Entschluss. Olga stimmte zu, obwohl dieser Entscheid für sie eine grosse Umstellung bedeutete. Problematisch war, dass in Pilsen sämtliche Psychologenstellen besetzt waren. Die kommunistische Regierung hatte ein Gesetz erlassen, das verlangte, dass jeder Mensch beschäftigt sein musste. Da Olga Maria Braun zwei Berufsausbildungen hatte, war es ihr möglich, als Musikpädagogin in die Musikschule und ins Konservatorium Pilsen einzutreten. Sie führte eine harmonische Ehe mit ihrem geliebten Mann, und bald erweiterte der aufgeweckte Knabe Michael das Glück der Familie. Ein raffiniertes Zeitmanagement war nötig, um Familie, Beruf und Olgas erwachende literarische Tätigkeit miteinander zu vereinbaren. Vorerst hatte sie nur Zeit für ganz kurze Erzählungen und Märchen.

In negativer Erinnerung hat Olga Maria Braun die damalige schlimme Umweltverschmutzung durch die enorm anwachsende Industrie in und um Pilsen.

In Ferienlagern hatte Olga gemeinsam mit ihrem Mann ihre ersten öffentlichen musikalisch-literarischen Auftritte.

Die Ehe mit Jaroslav Feifer war nur von kurzer Dauer. Eines Abends ist er ganz friedlich eingeschlafen und nie mehr aufgewacht. Herzversagen war die Todesursache. Dieses Ereignis war für die junge Witwe ein unbegreiflicher Schicksalsschlag.

Sie ertrug tapfer ihr Leid und setzte ihre ganze Kraft ein, um ihr Leben weiterzuführen. Olga widmete sich intensiv ihrem Kind und ihren Schülern. Etwas Trost fand sie in der Musik und in der Literatur.

Im Sommer 1968 fuhr sie mit ihrem Sohn nach Bulgarien ans Meer. Olga löste ein Retourbillet via Jugoslawien. Sie hatte nur ein Zelt und das nötigste an Kleidern bei sich. Das Reiseziel war das romantische Dörfchen Sozobol im Süden Bulgariens.

Auf dem Dorfplatz standen einige Buden, in denen verschiedene Handwerker ihre Produkte und Dienste anboten.

Sie hatte nur ein Zelt und das nötigste an Kleidern bei sich.

Sehr beliebt war ein alter Uhrmacher, der mit seinem ständig laufenden Radio Kunden anlockte. Kurz nach ihrer Ankunft ging sie mit ihrem Sohn an seiner Bude vorbei.

Er rief die beiden zu sich und sagte mit ernster Miene: „Die Russen haben die Tschechoslowakei besetzt. Die Lage ist gespannt, man weiss nicht, wann ein Krieg ausbrechen wird.“ Olga erstarrte. Sie hatte keine Ahnung, was jetzt auf sie zukam. Sie erkannte sofort, dass sie von hier weg musste. Aber nicht nach Hause in eine ungewisse Zukunft. Es musste ein Ort sein, wo Sicherheit herrschte. Sie hatte keine Ahnung, wie sie dies realisieren konnte.

Der Zug, der von Burgas nach Jugoslawien fuhr, war am Ende seines Fassungsvermögens. Die Nachricht von der Okkupation hatte sich wie ein Lauffeuer ausgebreitet. Die einen wollten unbedingt nach Hause. Die anderen beabsichtigten alles andere als dies. Sie suchten einen Ort der Sicherheit. Olga gelang es mit letzter Kraft, für sich und Michael in einem der völlig überfüllten Bahnwagen einen Stehplatz zu erobern. Die Zugfahrt war für die Passagiere in diesem Gedränge lebensgefährlich. Der Zustand änderte sich erst an der jugoslawischen Grenze, wo auf die Passagiere eine Überraschung wartete. Polizeibeamte standen in ihrer Paradeuniform herum und gaben jedem tschechoslowakischen Staatsangehörigen ein Merkblatt mit folgendem Text in die Hände:

„Jedem Bürger der Tschechoslowakei, der nicht in seine Heimat zurückkehren will, bietet Jugoslawien einen kostenlosen Aufenthalt solange, bis er sich entscheidet, wo er seine Zukunft aufbauen möchte“.

Olga nutzte dieses grosszügige Angebot und fuhr mit anderen Fahrgästen nach Belgrad, wo ein freundlicher Fremdenführer sie in eines der schönen Hotels begleitete.

Es folgten bemerkenswerte Tage. Olga und Michael wurden nach Strich und Faden verwöhnt. Nicht nur die Behörden, sondern auch die Einwohner von Belgrad zeigten sich ungewöhnlich hilfsbereit und machten den Aufenthalt in Jugoslawien zu einem unvergesslichen Erlebnis.



© Edition Tyché, Zürich

Neben dem menschenfreundlichen Umgang und dem Besten aus der einheimischen Küche gab es auch reichhaltige Kulturangebote: Ausflüge, Theater und Oper. Auf den Strassen begegnete man oft hilfsbereiten Menschen, die sogar ihre eigenen Kleider anboten.

Trotz aller Grosszügigkeit glaubte Olga, dass dieses Land nicht für ihre Zukunft geeignet sei. Sie entschloss sich zu einer Bahnreise

nach Wien. In der österreichischen Hauptstadt herrschten chaotische Zustände. Grosse Ungewissheit und Ratlosigkeit dominierte die Diskussionen der Tschechen, welche die Besetzung ihres Landes zum Thema hatten. Verschiedene Botschaften informierten über die Einreiseformalitäten ihres Landes.

Olga wurde mit vielen anderen Flüchtlingen in eine Unterkunft gebracht, und am nächsten Tag einer Familie zugeteilt, bei der es ihr sehr gefiel.

Michael war von den Strapazen sehr geschwächt und wollte nur nach eins: Nach Hause!

Die Zeit verging schnell. Der Herbst nahte, und Olga hatte keine Winterkleider, keine passenden Schuhe. Sie litt unter dieser Situation. Ihre Mutter weigerte sich, ihr die Kleider zu schicken, in der Hoffnung, dass ihre Tochter so gezwungen sei, nach Hause zurückzukehren. Ihre verzweifelten Briefe lösten bei Olga massive Gewissensbisse aus, da sie ihre Mutter aus ganzem Herzen liebte.

Durch Zufall erfuhr Olga, dass die Schweiz ein Einreisevisum auszustellen bereit war, das eine Probezeit einbezog. Die antragstellende Person konnte also noch zuwarten, bis sie sich endgültig für ein Aufenthaltsland entscheiden musste. Obwohl Olga noch nie in der Schweiz war, lief sie sofort zu deren Botschaft. Als sie dort um 11.30 Uhr eintraf, hatte sie beinahe einen Schock. Auf einer Mitteilung an der Tür war zu lesen, dass heute der letzte Tag der Visumbeantragung sei und dass die Botschaft um 12 Uhr schliesse. Doch vor der Tür waren noch andere Bewerber.

Sie hatte Glück. Sie und ihr Sohn erhielten als Letzte ein Visum. Doch, wie konnte sie jetzt in die Schweiz kommen? Die organisierten Transporte waren längst abgefahren. Es blieb Olga nur eine einzige Möglichkeit: Reisen per Autostop! Ein junges Paar bot Mitfahrgelegenheit für die junge Mutter mit ihrem Kind. In Buchs wurden sie in ein Grenzlager eingewiesen. Einige Tage später begann die Weiterreise nach Sitten.

Olga Maria Braun erinnert sich: „Es war ein merkwürdiges Gefühl der Freiheit, als ich zusammen mit einigen Tschechen aus dem Zug stieg und dem zuständigen Beamten folgte...“

Mit ängstlicher Miene klemmte sich Michael fest an die Hand seiner Mutter. Sie war jetzt die einzige Person, die er kannte.

In Sitten wurden die Flüchtlinge sehr gut untergebracht und gepflegt. Als die zuständigen Behörden erfuhren, dass Olga eine ausgebildete Konzertpianistin war, veranstaltete die ortsansässige Kapelle ein von ihr zusammengestelltes Rezital der tschechischen Musik. Beim Publikum war das Konzert ein Erfolg. Auch die Kritik sparte nicht mit Lob.

Da sich Michael standfest weigerte, in eine einheimische Schule zu gehen und Olga auch keine geeignete Stelle in der Umgebung von Sitten fand, nahm sie in der Ostschweiz eine Stelle als Psychologin an. Michael kam nach Frauenfeld zu Bekannten. Er erhielt von einem pensionierten Schuldirektor kostenlosen Deutschunterricht. Da sich Michael bei seinen Gastgeber einsam fühlte, entschloss sich Olga, nach kurzer Zeit ihre Stelle aufzugeben und nach Frauenfeld zu ziehen. Sie bewarb sich um eine Anstellung an der Musikschule und am Konservatorium in Winterthur und wurde angenommen.

Olgas Leben begann sich zu stabilisieren. Sie bezog eine gemütliche Zweizimmerwohnung im Grünen, in einem Vorort der Stadt. Michael besuchte inzwischen das Gymnasium. Dies war einer der fröhlichsten Zeitabschnitte im Leben der Olga Maria Braun. Sie nahm neue Schüler an. Mit grossem Elan vertiefte sie sich in ihre Arbeit und bereitete Konzerte vor. Im Programm waren tschechische Komponisten, aber auch andere Vertreter der klassischen Musik, die sie mit ihrer fundierten Einführung dem Publikum nahe brachte. Später konzipierte sie Konzerte mit eigenen literarischen Beiträgen, die zunehmend in den Mittelpunkt ihres Schaffens rückten. In Davos, Crans-Montana und Luzern wurden Olga Maria Brauns Veranstaltungen ein fester Bestandteil des Kulturlebens.

Nach einem Konzert in Basel erhielt Olga Maria Braun von einem verwitweten Physiker und Hochschullehrer einen Heiratsantrag. Er war Musikliebhaber, kinderlos und ein Mensch mit klaren Prinzipien. Olga nahm den Antrag an, obwohl sie Bedenken hatte. Die Ehe forderte für beide Partner grosse Veränderungen. Olga fand in der französischen Schweiz keine Anstellung und musste in der Deutschschweiz bleiben. Sie reduzierte ihre Schülerzahl und pendelte wöchentlich zwischen Familienwohnsitz und Berufsort. Michael, der beim neuen Vater wohnte, musste täglich nach Biel in das deutschsprachige Gymnasium fahren. Er hatte keine leichte Zeit. Olga wollte nicht auf ihre künstlerische Arbeit verzichten. Vor allem deshalb nicht, weil der Erfolg als Pianistin zunahm.

1982 wurde sie zu einer Konzertreise nach Australien eingeladen, wo sie in der Oper von Sydney, Brisbane und Melbourne Auftritte hatte.

Im November 1985, inzwischen zum zweiten Mal verwitwet, erhielt sie eine Einladung nach Montreal in Kanada. Zwei Jahre später gastierte sie in Hawaii, wo sie auf Big Island Konzerte gab und Gelegenheit erhielt, ihr literarisches Schaffen zu präsentieren.

Die politischen Reformen Osteuropas machten es möglich, dass

Olga Maria Braun auch wieder ihre Mutter besuchen konnte.

Musikalisch-literarische Auftritte in der Tschechoslowakei fanden unter anderem in Luhačovice, Karlsbad und Velké Karlovice statt. Nach dem Tod der Mutter 1992, der ihr sehr nahe ging, wird Olga Maria Brauns schriftstellerische Tätigkeit intensiver. Der Liederzyklus „Aus dem Tagebuch einer Klavierlehrerin“ und das Melodrama „Blumengespräch“ wurden vom Komponisten Anthony C. Allen vertont und in Zürich aufgeführt.

Olga Maria Braun hat eine Vorliebe für Südspanien. Dies nicht nur wegen des angenehmen und milden Klimas, sondern auch wegen der romantischen Natur und den warmherzigen Bewohnern. Die Kanarischen Inseln ziehen sie immer wieder in ihren Bann. Seit vielen Jahren hält sie sich dort in den Wintermonaten auf und beteiligt sich aktiv am Kulturleben in Teneriffa. Einige ihrer Erzählungen aus dem Buch „Wir fahren auf die Kanaren“ wurden ins Spanische übersetzt und bei der feierlichen Eröffnung der Bibliothek am 25. März 1994 in Los Cristianos präsentiert. In den letzten drei Jahren war Olga Maria Braun auf Einladung der Universität Santa Cruz Seminar-Ehregast im Centro Cultural de Los Cristianos.

Für ihr in vier Sprachen übersetztes Märchen „Lulu die Mondblume“ wurde die Dichterin mit der goldenen Medaille „ARONA 200“ ausgezeichnet.

„Ein Mensch ist wie ein Bild. Man darf ihn nicht aus unmittelbarer Nähe betrachten, sonst verliert man den Sinn für das Wesentliche.“

Diese Aussage von Olga Maria Braun ist so etwas wie ein literarisches Konzentrat ihrer Gedichte und Märchen. In ihnen begegnet man überraschend feinfühligem Sinn-Bildern und Metaphern für die faszinierende Vielfalt menschlicher Emotionen...

Das Buch, Gefäß des Geistes.

Thomas Mann





Jules Amsler
©Foto: Martina Leu

Das Interview mit Jules Amsler

von Kathrina Redmann

Geboren 1920 in Seengen AG, aufgewachsen in Niedergösgen SO.
Lebt in Schöffland.

KR: Jules Amsler, vor mir sehe ich Ihre Initialen, J und A, das gibt ein JA. Könnte das ein Omen sein? Sind Sie ein optimistischer Mensch?

JA: Eher nicht. Das Leben hat mich gelehrt, skeptisch zu sein.

KR: Ihr erster Roman ist 2003 erschienen. Sie waren damals 83 Jahre alt. Seit wann haben Sie diesen Inhalt mit sich herumgetragen? Gibt es einen Grund, warum der Roman nicht früher erschienen ist?

JA: Ja, den gibt es. Mit meinen Verlagen habe ich lauter negative Erfahrungen gemacht und deswegen das Schreiben praktisch bereits aufgegeben. Zehn Jahre lang habe ich fast nichts mehr geschrieben. Das hat sich geändert, als man mir wegen einer Krankheit, die mich befallen hatte, schwere Arbeit verbot. Ich hatte in diesen zehn Jahren eigenhändig ein Gartenschöpfl gebaut und den Garten umgestaltet. Nun war mir solche Arbeit verboten. Zum Stillsitzen gezwungen, hat es mich dann wieder gekribbelt. Von dem Roman, der nun entstand, hatte ich anfänglich nichts als eine vage Vorstellung für einen Anfang. Als dieser einmal dastand, trug mich meine Phantasie weiter und weiter, bis eines Tages, zu meiner eigenen Überraschung, ein Romanmanuskript von 220 Seiten vorlag. Wäre ich nicht krank geworden, wäre wahrscheinlich auch dieser Roman nicht entstanden.

KR: Sie haben früher unter den schwierigen Bedingungen bei Veröffentlichungen gelitten, ja, fühlten sich diesbezüglich vom Pech verfolgt. Sie gaben jedoch nicht auf und publizierten mit über 80 Jahren Ihren Roman. Ist es mehr Geduld, Beharrlichkeit, oder der innere Ruf, das, was Ihnen wichtig ist, zu erfüllen?

JA: Ich weiss nicht. Wie vorher schon festgestellt, hatte ich wegen der Schwierigkeiten mit den Verlagen das Schreiben

praktisch schon aufgegeben. Erst durch äussere Umstände – Krankheit – bin ich wieder dazugekommen. Es war wahrscheinlich bloss das Wohlgefühl, das ich bei dieser Tätigkeit empfand, das mich wieder dazu geführt hat. Beharrlichkeit kann zwar sehr wohl als ein Zug meines Charakters gelten.

KR: Im Roman „Florence rief mich“ begegnen sich die beiden Hauptpersonen Mai und Marco. Beide haben ein lastendes Geheimnis, was ihre sich anbahnende Beziehung erschwert, aber letztlich auch vertieft. Dieses Ringen um etwas, von dem man lange nicht weiss, ob es zu einem glücklichen Ende kommen wird, macht Ihren Roman spannend, und es scheint auch irgendwie typisch für Ihren eigenen Werdegang zu sein.

JA: Wenn Sie meinen Werdegang mit den Geschehnissen, wie sie hier dargestellt sind, in Verbindung bringen, möchte ich lieber nein sagen. Wir beide, meine Frau wie ich, haben mit den Gestalten im Roman nichts zu tun. Ich war bescheidener Primarlehrer, kein Akademiker, meine Frau hatte in Hamburg ein Gymnasium besucht, war dann aber auf eine Handelsschule umgestiegen und hat später im kaufmännischen Bereich gearbeitet. Beide Figuren sind in meiner Phantasie entstanden. Tatsächlich schwierig war mein eigener Werdegang. Das hat aber weitgehend an den damaligen Zeitumständen gelegen. Als ich in den Dreissigerjahren ins Erwachsenenleben trat, war die damals herrschende schwere Wirtschaftskrise noch nicht überstanden. Darauf folgte der 2. Weltkrieg, der auch bei uns das Leben erschwerte. Er hat unserer Generation die besten Lebensjahre verdorben.

KR: Sie sind häufig auf Umwegen und mit Verzögerungen (Sie nennen sich in einem Interview „Spätzünder“) zu Ihren Zielen gelangt.

JA: Da kann ich zustimmen. Die Umstände wollten es so. Mit „Spätzünder“ ist zwar hauptsächlich, aber nicht nur, das Schreiben gemeint. Den Wunsch zum Schreiben habe ich schon in der eigenen Schulzeit gefasst, aber lange nicht realisieren können. Jahrelang schob ich ihn ungelöst vor mir her. Erst mit 30 Jahren schrieb ich meine ersten, kleinen Artikel und sah mich auch erstmals gedruckt. Aber auch hier erging es mir wie später: Kaum hatte ich etwas Fuss gefasst, stellte die Zeitung, deren zeitweiliger Mitarbeiter ich geworden war, ihr Erscheinen ein. Und aus war der Traum! In der Folge schrieb ich zwar immer etwas, vermochte dabei aber meist meine eigenen Quali-

tätsansprüche nicht zu erreichen. So blieb vieles als Fragment liegen.

KR: Dass im Roman die Frau Mai wie Ihre Frau Christa aus Hamburg, der Mann Marco aus Zürich stammt, wo Sie zwölf Jahre gearbeitet haben, legt die Vermutung nach einem autobiographischen Roman nahe.

JA: Da muss ich wiederholen, was ich schon vorher gesagt habe, von Autobiographie kann im Sinne der Geschehnisse im Roman keine Rede sein. Beim Mann haben sich schon einige eigene Eigenheiten eingeschlichen, das muss ich zugeben, aber die Frau habe ich von Kopf bis Fuss selbst erschaffen.

KR: Nach ihrer Ausbildung und Tätigkeit als Telefonmonteur in Zürich liessen Sie sich mit 38 Jahren zum Primarlehrer ausbilden. Was war der Auslöser für diese Entscheidung?

JA: „Lehrer“ war bei mir schon immer eine Wunschvorstellung, aber in jungen Jahren aus verschiedenen Gründen für mich nicht erreichbar. Also packte ich die Möglichkeit, als die Sonderkurse geboten wurden, die dazu dienen sollten, den akuten Lehrermangel etwas zu lindern. Zu sagen ist, dass man da nicht auf Anmeldung hin einfach dazu kam. Man hatte eine Eignungsprüfung zu bestehen. Der allererste Kurs, dem ich angehörte, wurde als Versuch gestartet, und weil er sich – wie gesagt wurde – im Grossen und Ganzen bewährte, wurden diese Kurse dann auch fortgesetzt, was nicht von Anfang an feststand, denn diese unübliche Lehrerausbildung war nicht unumstritten. Im Seminarunterricht hat es auch das Fach „Literatur“ gegeben, was mir sehr willkommen war.

KR: Sie setzen sich sensibel mit den Veränderungen auseinander, die sich durch den Ablauf der Jahre ergeben, so in der Erzählung „Das Haus in der Stadt“, wo Gertrude als ältere Witwe ihr geliebtes Elternhaus, in dem sie erste Liebe und Kummer erlebt und eine schöne Jugendzeit verbracht hatte, wieder zurückkaufen könnte. Aber sie unterlässt es, nicht aus finanziellen Gründen, sondern weil es nach anderweitiger Nutzung nicht mehr ihren Erinnerungen entspricht. Sie weiss, dass man die Vergangenheit nicht in die Wirklichkeit der Gegenwart zurückholen kann. Darin zeigt sich Einsicht in die Realität und den damit verbundenen Verzicht des Alters. Diese Einsicht hat mich auch bei andern Ihrer Werke beeindruckt.

JA: „Das Haus in der Stadt“ ist eine meiner Lieblingserzählun-

gen. Gertrud kann das Haus nicht zurückkaufen, weil es im Laufe der Zeit zu etwas anderem geworden ist, sich nicht mehr deckt mit dem, was sie seit Jahren in ihrem Herzen fortgetragen hat, Erinnerungen, die sie unter keinen Umständen preisgeben möchte. Was ich da geschrieben habe, ist in der Tat aus einer Sicht, die man nur im Alter haben kann.

KR: Aber da gibt es auch immer die Hoffnung auf neue Impulse, die am Alten anknüpfen, so in „Besuch bei Anton“, wo Katharina den nun 80jährigen nach vielen Jahren besuchen will. Dieses sich Aufmachen, etwas nachgehen, etwas nachspüren - gehört das auch zu ihrem Leben?

JA: Eigentlich schon. Ich kehre oft in Gedanken in die Vergangenheit zurück, denn vieles ist mir – im Guten oder Unguten – im Gedächtnis haften geblieben.

KR: Woher beziehen Sie die Inspirationen zu Ihren Geschichten? Ihre Figuren sind ganz lebendig und real, die Weisheit, die sie verkörpern, ist aber über sie hinaus allgemeingültig. Sind es konkrete Gestalten, selber erlebte und gehörte Ereignisse? Oder haben Sie eine Idee und bringen sie ein in erfundene Personen und Situationen?

JA: Das ist schwer zu beantworten. Oft sind es Kleinigkeiten, die den Anstoss geben. Was sich dann darum herum bildet, ist das Produkt meiner Phantasie. Es gibt zwei Erzählungen, die ich fast wortgetreu selber so erlebt habe, z.B. „Die chinesische Vase und Föhn“. Oft beginnt etwas mit einer belanglosen Vorstellung, so z.B. bei „Spaziergang mit Rex“. In meiner Phantasie sah ich an einem trüben Tag eine Frau in hellem Mantel da stehen und einen Hund neben ihr sitzen. Darum herum rankte sich dann alles andere. Das Haus mit den Barockelementen an der Fassade, den unebenen Steinfliesen auf den Böden von Küche und Vorplatz, um das es letztlich geht, steht, bestens renoviert, heute noch in Zofingen. Ich selbst bin da gelegentlich ein- und ausgegangen. Was der damalige Redaktor im Vorspann schreibt, ist bezeichnend. Er zumindest hat die Geschichte verstanden.

KR: Im gleichen Jahr wie Ihr erster Roman, nämlich 1983, hat auch ihre erste Enkelin das Licht der Welt erblickt. Ein befriedigendes Zusammentreffen, nicht wahr? Was bedeutet für Sie die Familie?

JA: Sehr viel. Ich bin zwar relativ spät zu einer Familie gekommen. Daran bin nicht ich alleine schuld, vielmehr die damaligen Zeitumstände. In den Jahren, da man sich sonst für das Zusammenleben findet, herrschte rund um uns Krieg und niemand wusste, wie sich diese Sache schliesslich entwickeln würde, ob wir nicht auch noch hineingezogen würden. Da wollte ich als Soldat keine Familie gründen, denn der Gedanke, im schlimmsten Fall eventuell Frau und Kind allein zurücklassen zu müssen, war mir suspekt. Nachher war ich aus der Phase heraus, da man sich einfach so über alles hinweg zufliegen kann. Es gab auch während der Zeit in Zürich Bekanntschaften mit Frauen, aber immer passte etwas nicht. Sie führten allesamt zu keinem Ziel. Als dann eines Tages die Richtige da stand, ging es sehr rasch. Denn ich hatte immer gespürt, dass mir zum ganzen Menschsein etwas fehlte. Am 14. April dieses Jahres feierten wir die goldene Hochzeit. Inzwischen haben wir weitere Enkel bekommen: Es sind heute zwei Mädchen und ein Knabe. Sie sind uns das spezielle Glück unserer alten Tage.

KR: In Ihrem leider unveröffentlichten Text, „Der Pflock ist eingeschlagen“, schildern Sie auf eindruckliche Weise Ihre Konfrontation mit Krankheit, Alter und Vergänglichkeit, mit klarem Blick, nie larmoyant, immer bewusst, was uns geschenkte Zeit bedeutet. Ich habe schon als junge Frau innerlich Menschen „gesammelt“, die würdig alt werden. Nun wurde meine Sammlung durch Sie bereichert, Jules Amsler. Sagen Sie noch kurz, was Sie uns als Mensch und Autor Wichtiges mit auf den Weg geben möchten!

JA: Das vierte Buch kommt vielleicht noch. Ich hoffe, es bleibe mir die Zeit, es noch fertigzustellen. Und darin wird auch der Aufsatz „Der Pflock ist eingeschlagen“ aufgenommen sein. Was ich Ihnen als Mensch und Autor Wichtiges noch auf den Weg geben soll. Ich weiss es nicht, ich weiss es nicht. Ich fühle mich nicht kompetent, Ratschläge zu erteilen. Man sollte in sich hineinhorchen, was einem die innere Stimme sagt und so seinen Weg selber finden.

Ich kann nur sagen, was ich mir einst selbst als Maxime auferlegt habe: Bleib Dir selber treu, denn nur so kannst du auch wahr sein und bleiben. Und als Schreibender etwas handfester: Dresche nie schon gedroschenes Stroh!

KA: Jules Amsler, ich danke Ihnen für diese Begegnung.

Publikationen von Jules Amsler

So gehet und sucht ihn, Weihnachtsspiel, St. Arbogast Verlag
Spaziergang mit Rex, Erzählungen, Verlag Thomas Knapp
Florence rief mich, Roman, Books on Demand GmbH, Nordstedt D.

Das Haus in der Stadt, und drei weitere Erzählungen
Der Vater der Region, Text, Kunstmappe Nr. 20 zum Thema
Resignation, Sisyphos Verlag.

Kurzgeschichten und Erzählungen in diversen Zeitungen und
Zeitschriften, u. a. im Beobachter, Leben und Glauben, Aargauer
Tagblatt, Schulblatt für die Kantone Aargau und Solothurn.

Veranstaltungen unserer Mitglieder 2012/2013

GedichtBilder - BilderGedichte

Kalligraphische Umsetzung der «Engel», Gedichte
von **Helena Aeschbacher-Sinecká**
durch Kalligraph Hansulrich Beer

Ausstellung im Kloster Kappel
Bis 3. Januar 2013
täglich von 8.00 bis 22.00 Uhr

Ü 90 Party Sihlquai 55, visarte Zürich

Ausstellung bis 22. Dezember 2012
Öffnungszeiten: Do/Fr 14 bis 18 Uhr, Sa 14 bis 17 Uhr

Verena Denner, 1920
Mily Dür, 1921
Willi Götz, 1921

Gertrud Guyer Wyrsch, 1920
Traute Klinghammer, 1922
Adel Neidhardt, 1922

August Guido Holstein liest im Museum Fislisbach

Freitag, 5. April 2013 um 20.00 Uhr
«Schreibmaschinen-Geschichten»

Visualisiertes Empfinden und poetisches Einfühlen

von Al'Leu

Vom 1. März bis 10. März 2013 zeigt Lisbeth Meier in die Stadtgalerie „Oberer Mühle“ Dübendorf unter dem Titel „Einfühlung und Ausdruck“ Zeichnungen und Bilder in verschiedenen Techniken.

Vernissage: Freitag 1. März 2013, 18.00 - 21.00 Uhr. Öffnungszeiten: Samstag, Mittwoch, Freitag, Samstag: 14.00 - 18.00 Uhr, Sonntag: 14.00 - 17.00 Uhr.

„Da der Mensch Vernunft besitzt, ist die Kunst kein Gegensatz zur Natur, sondern die Vollendung der Natur“, dies erkannte schon der ans Schwarze Meer verbannte römische Dichter Ovid in der letzten Hälfte des vorchristlichen Jahrhunderts.

Für den Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel bedeutete die Kunst die ideale Mitte zwischen dem blossen objektiven Dasein und der blossen inneren Vorstellung.

Eine Musikalität,
die gekonnt farblich und
formal umgesetzt wird.

Die Kunst sei eine Himmelsgabe, schwärmte Friedrich von Schiller, und Paul Cézanne, der Urvater des

Kubismus, war fest davon überzeugt, dass echte Kunst eine Harmonie ist, die parallel zur Natur verläuft.

Auguste Rodin sah in der Kunst die erhabenste Aufgabe des Menschen, weil sie eine Übung für jenes Denken ist, das die Welt zu verstehen versucht und diese auch verständlich macht...

Die hier angeführten Erkenntnisse und Einsichten stammen von Persönlichkeiten aus der Kulturgeschichte, welche unterschiedlicher kaum sein könnten.

Alle Schwerpunkte in den hier angeführten Aussagen und Meinungen sind mit dem malerischen und zeichnerischen Schaffen von Lisbeth Meier vereinbar beziehungsweise in ihm enthalten.

Doch eine entscheidende charakteristische Eigenschaft in den Werken der Malerin fehlt vollständig in den Aussagen der angeführten Kulturgrößen:

Die alles durchdringenden musikalischen Qualitäten, welche sich in den kontrastreichen beziehungsweise poetischen Stimmungen ihrer Werke visualisieren.



Lisbeth Meier
© Foto: Matina Leu

Eine Musikalität, die gekonnt farblich und formal umgesetzt wird. Sie hat nichts manipulatives und theatralisches an sich, sondern folgt der Subtilität von Lisbeth Meiers Einsatz der gestalterischen Mittel und dem kompositorischen Potential, und bereichert somit die bildnerische Ausdruckskraft.

Das Abstrahieren und das Uminterpretieren vorgefundener Motive ist für Lisbeth Meier kein Abwenden von der Realität im Sinne einer ästhetischen Weltflucht, sondern eine Steigerung beziehungsweise eine Verdichtung von Aussage und Ausdruck.

Immer ist auch etwas Spielerisches in ihrem Kunstschaffen, ein sanftes kokettieren mit den Möglichkeiten einer fiktiven Autonomie von Farben und Formen, die in letzter Konsequenz zur reinen Thematisierung der eingesetzten Mittel führen würde.

Die nuancenreiche Entwicklung der Motive, der Duktus des Farbauftrages, die variantenreiche Tiefenwirkung, das differenzierte Ausloten der Farbeigenschaften, die Zartheit der Raummodulation sowie die Balance zwischen Formentstehung und Formaflösung charakterisieren die von Lisbeth Meier geschaffenen Bildmotive.

Die in ihren Bildern auffindbaren Auswaschungen, Korrosionen und Oxydationen sowie der durch situative Intuition geprägte Umgang mit dem „kontrollierten Zufall“ verweisen auf ein alchemistisches und mythisches Gespür für die verwendeten Materialien...

| | |
|--|--|
| <p>Galerie Franken- gasse</p> | <p>Walter Hüppi <i>Zeichnungen</i> 12. Januar bis 2. Februar 2013</p> |
|  | <p>Cornelia Kaufmann <i>Malerei</i> 9. Februar bis 2. März 2013</p> |
| <p>Erica Gubler Frankengasse 6 im Oberdorf 8001 Zürich frankengasse@bluewin.ch</p> | <p>Ueli Bär <i>Neue Arbeiten</i> 9. März bis 30. März 2013</p> <p>Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag 14.00- 18.00 Samstag 12.00 - 16.00</p> |

„es aalet zeit“ in die herbstliche Fülle

August Guido Holstein

Bei der Lektüre und dem Studium der Gedichte von Franz Felix Züsli in „es aalet zeit“, Bucher Verlag, Hohenems 2012, stellte sich der Rezensent die Frage: Ist dies eine shakespearsche Sprache? – Wortmusik, Tanz der Vokale und Konsonanten, zum Beispiel in „so schneehell eisklirrkalt windfingrig“. Solch eine Konsonanten-Liebe und dann, präsent im ersten Teil des Bandes, eine Vorliebe für das „Z“: „sonnenzaubrig“, „Zeitenvogel“, „zittert“, „sturzwitternd“, „herzplatzwunde“, „zuckblitze“, „zickzacklicht“, „zunderzeichen“ „ziruszärtlich“, „Zackenriese“, „Zitterpappelzittern“. „Atemblitze / zünden zart dem Morgenkuss“ ... Es bestehen auch quasi andere Arrangements mit Konsonanten, etwa mit dem „W“: „... Durch Wandel Wärme schenkend; / Wehender Wind, doch andre Welten.“ Oder: „im wehenden Wind / wiegendes Weben“. Oder: „wellengleich wie Wasserflut“.

„Wortsterne“, „Wortgefülle“. Was davon ausstrahlt, aufsteigt. Bei solcher Poesie sinnt man bei ihrem Verklingen nach, über das, was alles noch in der Luft weiter schwingt. Sprachlich könnte man von Wort-Skulpturen reden und häusermässig deren Stockwerke erkunden.

Sprachlich könnte man
von Wort-Skulpturen reden...

Der Leser möbliert die dargebotenen Worträume mit seinem eigenen Nachdenken. Gleichzeitig sind diese Gedichte mit Sprachmächtigem, mit Licht-Erscheinungen und mit Gegensätzen besiedelt.

Dabei sind die Wortzusammensetzungen ein wichtiges Ausdrucksmittel des Lyrik-Vokabulars: „Weltenstrauch holunderdoldig“, „sinnerwirrend“, „Wärmetanz“, „blütentrunken“ im Gedicht „Dufte“. „Lichtkuss“, „Tautropfendank“, „Lebenssprung“, „Alterssaum“, „Sternensonnenweit“. Geschehnisse weiten den besonderen Blick, vor allem bei den Naturereignissen, an den Grenzen der Wahrnehmung, auch altersgemäss vor den letzten Atemzügen „Meiner Früchte Reife / Schweigen; Stille.“ Manchmal an chinesische Tuschkmalerei erinnernd, dem entsprechend, aber in abgewandelter Form, die Illustrationen.

Die Lesenden werden da und dort auf Rätselseiten stossen. Nachdenken – auch ein Sport. Existenz. Erde. Manchmal nordisch-herbstlich, im Nebelhain. „Fädenlang perlt Nebelnässe / kreuzt die Wanderwege der Erinnerung“. „Im Nachtmahrdunkel“, wo der „Heimholer“ lauert. „Niefel-nässe“. Anderseits ein Anruf für die Sinne mit Duft, Farben und treffenden lyrischen Gedankenbildern. „Azur durchwebt noch Meergrün.“ „Bäume flaggen Herbst / im Rotgelbbrandigbraun“. Die Lyrik-Ideen, zum Beispiel der Schlüssel in uns – ob er öffnet? Franz Felix Züsli hat sich einen eigenen Lyrik-Kontinent erschaffen. Darin steigen Urkräfte auf. „Buchstaben“, ins Holz geschnitzt, runenmässig. Auch Naturkunde mit Pollenschleiern und Blütenbändern. „Blühen, fruchten und – toden; / toden zum Keimenden hin.“ Ein Berühren oft im Vagen und Diffusen: „Im Frostlichtglänzen / der Morgenfrühe / eine Schlehe berührt.“ Die Hörenden, Lesenden der Gedichte durch die Worte berührt“.



Franz Felix Züsli

es aalet zeit

Gedichte

102 Seiten, CHF 23.--

gebunden

ISBN 978-3-99018-123-2

Bucher Verlag Hohenems

WWW.bucherverlag.com

Was will der Autor? „Die eigenwillige, sensible Sprache von Franz Felix Züsli erschafft eine bildhafte Poesie, die das Schwere leicht und das Alltägliche tragbar macht“, schreibt Cornelia Wiczorek, Kunsthistorikerin, Vaduz, „ein bild- und sprachmächtiger Autor.“ – Sprache feiern, Sprachklang erzeugen, Gefühle anrühren, gemäss dem einen Auftrag der Lyrik. Ein Gang in den Wald des Dämmerns, wo auch die Zeit wie ein Fuchs daherschleicht, sich windet wie ein Aal, schneller vorwärts gelangt trotz allem, als man erwartet. Die Urkräfte ruhen nicht im Sonnenlicht der Vernunft; der Charakter der uns umhüllenden Natur ist anders. Aber dahinein dringt manchmal die Sonne und legt etwas bloss. „Ein schmaler Tropfen /

Sonnenhelle umfließt ein Baumskelett.“ Ein Orgelspiel, mit dem Fusspedal oft; nicht unten, sondern oben der Kontrapunkt. Wagnerisch? – Nein, selbstverständlich keine Helden und Co., vielleicht etwas vom „Siegfriedidyll“, dem „Karfreitagszauber“, dem „Waldweben“. Die Einladung, mit dem Buch eine eindrückliche lyrische Wanderung in herbstliche Gefilde zu unternehmen, in der Natur- und Gefühlswelt.

Man darf den Band zu den schönen Büchern zählen mit dem Crème-Weiss der Seiten und der Titelfläche und den entsprechenden verschiedenen Schriften. Apart.

Schlägt man ihn auf, den Lyrikband, wirkt das abgetönte Orange der Buchhülle wie eine Farbeinfassung. Das ganze mit der Schrift, der Anordnung, den acht diskreten Illustrationen von Rahel Wepfer selber ein Kunstwerk. Und die Wunderschrift das besondere Tor zur lyrischen Sonderwelt des Autors. Tor und Inneres entsprechen einander. Dazu der Klang der Sprache. In diesem Innenraum wird ja musiziert. Wohl wie im Garten „Eden“: „Duftblüte Kirschbaum, / o, ziruszärtlich: / Baumduft Kirschblüte, / Bienensummen, / sanfter Sonnenwind ...“. Kunst und hohe Kultur, Schönheit und Lebensfreude und Fragen nach dem Existenziellen.

Franz Felix Züsli, geboren 1932 in Zürich. Vom Schriftsetzer zum Rechtswissenschaftler, Rechtshistoriker. Erzählungen, mehrere Gedichtbände, z.B. „Hoffen in der Dämmerung“; „Der Wolf weint“, Prosa.

Erlebte eine Rezitation der Gedichte, begleitet von einer Leier – Klangtropfen an den „Ästen“ der Gedichte voller Glanz.



Kinesiologie

Katharina B. Gattiker-Bertschinger
Kinesiologin NVS, Autorin von "Kinesiologie im Alltag, Schule + Beruf" und "Einfach Schlank!"
Krankenkassenanerkannt.

Praxis Zollikon:
Breitacker 28, 8702 Zollikon
Telefon 044 391 42 00
Mobile 079 744 83 11

email: kgattiker@energeia.ch
www.energeia.ch

Durch den Muskeltest zum Lernerfolg

- Lern- & Potenzialförderung, Prüfungsvorbereitungen
- Emofree (Abbau von Ängsten & unerwünschten Emotionen)
- Leistungssteigerung, Konzentration, Stressabbau
- Gewichts- und Essprobleme
- positive Ziele setzen & einhalten
- Übungsmöglichkeit & Supervision für Kinesiologen in Ausbildung

In 4-6 Sitzungen können – Eigenarbeit vorausgesetzt – sehr schöne Fortschritte erzielt werden.

Schnittstellen der Liebe

von Al'Leu

In ihrem Roman „Eingestrickt“ schildert Martha Stadlmair die schmerzhaft und schwierige Beziehung zwischen einer Mutter, ihrem lebensbedrohlich erkrankten Sohn und seinen Geliebten.

In diesem Geflecht aus emotionalen Konstellationen werden die Muttergefühle extremen Belastungen ausgesetzt. Martha Stadlmairs Roman zeigt auf, was für schmerzliche Varianten an Rücksichtslosigkeiten und emotionalen Verletzungen ein Kind durch unüberlegte Handlungen und Lebensentscheidungen verursachen kann, ohne dies selber zu bemerken.

Dass auf der einen Seite fürsorgliches Bewahren eines geliebten Menschen vor Gefahren, die im alltäglichen Leben lauern, und auf der anderen Seite der Wille zu uneingeschränkter Freiheit zwei kaum vereinbare Positionen sind, wird von der Autorin mit seismographischer Präzision aufgezeigt.

Wie weit geht die Verantwortung für den andern? Der Roman kreist um existentielle Fragen: Wie weit geht die Verantwortung für den andern? Was sind sich Mutter und Sohn tatsächlich schuldig? Wieviel unbewusster Egoismus steckt in der Sorge um das eigene Kind? Und welchen Anteil an der mütterlichen Fürsorge hat die

Wie weit geht die Verantwortung für den andern?

Angst, die Kontrolle und

somit den Einfluss über das zu verlieren, was in einem bedeutenden Lebensabschnitt mit dem Verzicht auf andere mögliche Lebenskonzepte bezahlt wurde?

Lesend beginnt man einige Protagonisten zu hassen, ohne zu bemerken, dass genau diese Gefühlsäußerung die Liebe zu ihnen immer mehr verfestigt:

„Die Wochen schleppen sich hin, keine Nachrichten von Andreas. Karin ist unruhig. Spürt eine Mutter über Distanzen, wie es ihrem Kind ergeht? Kann sie die Gefahren, denen es ausgesetzt ist erkennen? Manchmal erwacht sie nachts aus tiefen Träumen und das Herz pocht bis zum Hals...“

Allmählich löst sich das dicht „eingestrickte“ Beziehungsgeflecht, indem man sich beim Lesen unangenehme Fragen stellt:

Ist die immer wieder Gebende nicht auch eine kontroll-süchtige Egoistin?

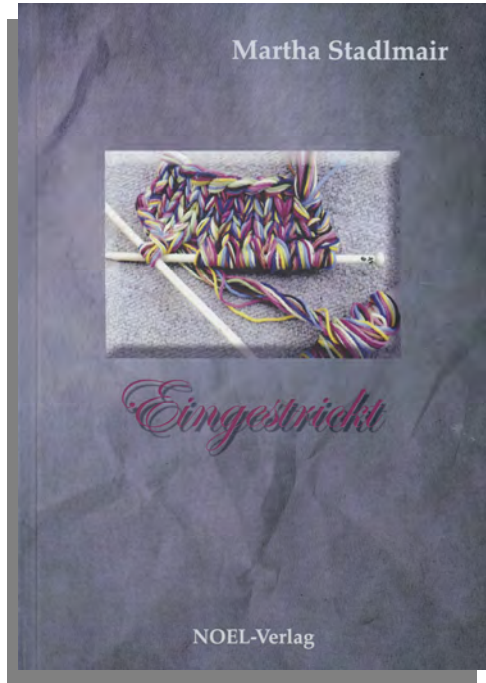
Wieviel verkappte Besitzgier steckt im Gutgemeinten? Wie weit darf Dankbarkeit in einer Mutter-Kind-Beziehung erwartet werden? An welchen biografischen Wegmarken wird eine Mutter das Opfer der eigenen emotionalen Befangenheit, beziehungsweise der unbewussten masochistischen Lust an der Selbstaufgabe? Und wo wurzeln die Ängste vor klaren zwischenmenschlichen Grenzen?

Martha Stadlmairs Roman „Eingestrickt“ zeichnet sich durch einen besonders lebensnahen Realismus aus:

„Die Sonne steht schon hoch am Himmel. Andreas blinzelt, reibt sich die Augen und entdeckt, dass seine Mutter und der Hund bereits übergesetzt und an Land gegangen sind. Er streckt sich, schält sich aus dem Schlafsack, steht im Niedergang, seinen Oberkörper aufgestützt auf der Kante. Er sucht das Clubgelände ab.

Siehe da, die beiden Frühaufsteher: Charly räkelte sich in der sonnengewärmten Wiese, und Karin kommt mit dem Frühstückstablett aus dem Clubhaus. Dieses Bild lädt ihn ein, schwimmend zum Clubhaus überzusetzen...“

Was in diesem der Wirklichkeit verpflichteten Roman als schon längst bekannt erscheint, entwickelt genau auf dieser Ebene jene magische Kraft, welche die Leserin und den Leser in die Ereignisse der Handlung hineinzieht und sie bis zum Schluss nicht mehr los lässt...



Martha Stadlmair

Eingestrickt

Roman

241 Seiten CHF 23.-- € 14.90

ISBN: 978-3-942802-22-2

NOEL-Verlag, Achstrasse 28,

D- 82386 Oberhausen

www.noel-verlag.net

Wie ein Vogel über die Felder fliegen

von August Guido Holstein

Zwei Büchlein von Irmela Walther, zuerst „Inspirationen aus dem Leben“. Die Weg-Möglichkeiten, die in all die Felder der Kunst und der ihr nahe liegenden Bereiche führen, sind sehr gross. Wer den länglich-schmalen Gedichtband mit diesem Titel öffnet und

„Eine Reise
in die Fantasie begrüßen.“

liest, findet die Worte „Kraft des Herzens“, und es folgt darauf „Zufriedenheit“, das auf „Dankbarkeit“ reimt und sich mit „Gelassenheit“ verbündet.

Aufmunterungen für das Gemüt. Die Farben neben den weissen Textseiten himmelblau, rosa und sonnengelb. „Die Wege nach innen“ sind teils gereimt.

Der Weg nach innen, „er gibt dir lebensbejahende Gedanken“. „Diese Stimme der Weisheit tadelt nicht, sie spricht voller Liebe.“ „Liebe heisst leben, und leben heisst lieben.“ Angst macht viele unglücklich. Liebe gibt Kraft. Solches eröffnen die Seiten.

Der Rezensent als Mann kann dazu bemerken: Das ist typisch für eine Frau; vor allem die jungen Männer sehen in der Kraft natürlich ganz anderes. Ein Poesie-Büchlein im alten Sinne mit Lebensaufmunterungen und –Ratschlägen, so könnte man das Werklein umschreiben. Eine Aufrichtung, nicht religionspfarrherrlich, sehr schlichtbescheiden. „Eine Reise in die Fantasie begrüßen. Wie ein Vogel über die Felder fliegen ... Hie und da nach den



Irmela Walther
**Kostbarkeiten
aus dem Herzen**
Gedichte

CHF 15.--

ISBN 978-3-9523611-9-1

Wolfrau Druck AG, Lagerstr. 6
8570 Weinfelden

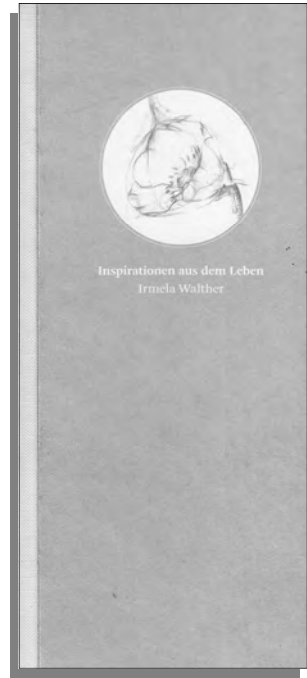
Telefon 071 622 53 53

Sternen sehen.“ - Ist da ein Helferwille in den Zeilen? Um sogenannte moderne Lyrik geht es hier nicht, auch nicht um Kunstgebärden, in erster Linie um lichte Aussagen. „Um die Atmosphäre zu reinigen“ mit Besonnenheit, Sanftheit, Milde. Die Gestaltung schmückt mit den Farbseiten, einem weissen Rund oben, darin fein gezeichnet eine Blume, ein Schneckenhaus ...

Das zweite Büchlein, in der Aufmachung für Sprüche und Lebensweisheiten, mit Blumenfotos in Vergrösserungen, trägt den Titel „Kostbarkeiten aus dem Herzen“.

Es weist in die gleiche Richtung. Mit dem Wort „Herz“ ist ja immer etwas Zentrales und Kostbares gemeint, analog zu diesem Körperorgan, wobei auch das Gemütshafte mitschwingt. Es handelt sich dabei um ein Reden im übertragenen Sinne. Schlägt man hier die erste Seite auf, stellt man fest, dass es wohl bei diesem Büchlein um eine etwas andere Präsentation derselben Botschaft geht wie beim andern. „Gelassenheit, Ruhe, Stille“, ein Wortanstoss, stets auf der mentalen Ebene, der nicht immer die andern „Organe“ erreicht. Warten und Geduld – das Gegenteil eines Lasterkatalogs oder negativer Aussagen über das Leben. Man kann sich dabei vorstellen, dass es richtig sein könnte, bei besonderen Situationen das Büchlein einer Person in die Hand zu drücken, mit z.B. der Gedanken-Perle „Wer mit dem Herzen denkt, wird Frieden finden“. Eine weitere, dass man sich für einen Lernprozess öffnen sollte. Es ist aber festzustellen, dass viele

Sprichwörter nur Teil-Wahrheiten enthalten. Sie können nicht immer gelten. So auch hier etwa „Alles hat einen Sinn, auch das Warten“. Bei andern Aussagen ist dies klipp und klar zu verneinen; es bleibt stets dabei „Niemand ist des Andern Eigentum“ oder Liebe und Mitgefühl als Grundlage für ein zufriedenes Leben. Diese beiden Einschätzungen wechseln mit jeder Seite, doch immer sind die Kurztexte Denkanstösse. Aus einigen kurzen Sätzen hier könnten Romane entstehen mit der Bejahung und Verneinung einer Aussa-



Irmela Walther
**Inspirationen
aus dem Leben**

Gedichte

CHF 20.--

ISBN 978-3-9523885-0-1

Wolfrau Druck AG

Lagerstr. 6,

8570 Weinfelden

Telefon 071 622 53 53

ge z.B.: „Suche die Veränderung nicht im andern, sondern in dir selbst.“ Auch dieses Werklein ist schön gestaltet, inklusive der schönen Schriftsetzungen. Bereits erschienen „Poesie aus der Seele, Tiefe ist Wachstum“, zwei Kassetten mit Märchen und eine CD.

© Foto Brigitte Müller



80. Geburtstag

8. November 2012

Maria Margrith Notz

7. November 2012

Franz Felix Züsli

70. Geburtstag

11. November 2012

Verena Erb

5. Dezember 2012

Rita Roedel

60. Geburtstag

31. Dezember 2012

Kara Ziya

Luzi - Schaumwein als Lektüre

von August Guido Holstein

Ein Buch, eine „Erleuchtung für Unwillige“. Von einem Luzi ist die Rede und von einer Begegnung unbekannter Art. Sie begann vor einem Computer. Das heisst, er war abgeschaltet, setzte sich jedoch von sich aus ganz selbstherrlich in einer Art Spuk in Gang. Der Computer als ein Sprachrohr, dessen sich einer aus einer anderen Sphäre bediente, und das in einer Arztpraxis nach Feierabend. Der Autor gesteht in seinem Nachwort: ein fiktives Channeling. Er weiss, wie man etwas interessant macht. Und dieser Luzi ist doch ..., oder ist er doch nicht? Er passt ganz und gar nicht in die Rolle, die man ihm über Jahrhunderte hinweg zugeschrieben hat. Die Klischees stimmen nicht; alles ist ganz anders bei diesem Luzi in dem Buch.

Er weiss,
wie man etwas interessant macht.
Und dieser Luzi ist doch ...,
oder ist er doch nicht?

Er behauptet, alles, was er referiere, stamme aus dem Kopf dessen, der vor dem Computer steht, es sei quasi in ihm. Einerseits richtig, denn der Autor hat es ersonnen, formuliert,

geschrieben. Doch im selben Nachwort lesen wir: „Im Prozess des Schreibens geschah es jedoch mehr und mehr, dass ich – ohne viel zu überlegen – Zeile für Zeile niederschrieb, um im Nachhinein mit leichter Verblüffung festzustellen, dass das Geschriebene oft weit-aus mehr Sinn machte, als ich erwartet oder mir selbst zugetraut hatte.“ Eben in Erinnerung an die Formulierung „Es schreibt in mir“, es fliesst einem zu, wie bei einer Quelle, die man gefunden, oder wenn man in einem Bergwerk auf Erz stösst. Es fliesst und fliesst, manchmal in grosser Geschwindigkeit. Manchem Schriftsteller geht es so; er muss jedoch auf eine günstige Konstellation stossen. Und das Andersseitige? – Es schwingt so manches mit. Es gibt zum Beispiel reale unerklärliche Geschehnisse, etwa, dass beim Tod eines Angehörigen der Drucker plötzlich vorübergehend schwarze Streifen produziert, vielleicht ein okkultes, gespenstisches Phänomen.

Man kann annehmen, und so scheint es dem Leser, dass Yves E. Patak von Goethes Faust ausgeht: Ein Interview längerer Art mit

diesem Mephisto, dem Widersacher, der jedoch letztlich seinem Gott dient und das Gute bezweckt, das aber doch oft sehr unverständlich für uns Menschen ist. Eine Krankheit bewirkt Gutes. Der Autor ist Arzt. Beispiele dafür sind bekannt, vor allem für die Entwicklung in jungen Jahren, zugegeben. Und es sind einige. Der Rezensent fügt dazu von seiner Person her: einerseits ja, doch andererseits ... Er weiss, dass auf einer höheren Ebene tatsächlich alles anders aussehen kann und manche negative Beurteilung ins Wanken geraten könnte. Er setzt aber darauf wieder sein „Aber“, auch wenn dieser Luzi alles in Bewegung hält, denn richtig, „alles fliesst“. Das ist ein Gesetz des Lebens. Doch der Autor wagt sich sehr weit auf den Ast hinaus, wenn er Hitler als eine kolossale göttliche Ohrfeige bezeichnet. Sicher, das Grauenhafte hat in der Folge auch Gutes bewirkt als Antwort darauf, aber ... Aber es ist ja der Teufel, der da so spricht, quasi um sich zu verteidigen und sein schlechtes Image aufzupolieren. Er teilt die Fusstritte aus, damit wir nicht stehen bleiben. Unser Dasein eine Lebensschule.

Dies eine der Grunddispositionen im Buch. Auch wenn einer durch den Morast gezogen wird. Und es wird ihm für seine Drecksarbeit ein Lohn zugesichert, nicht nur die Schadenfreude. Ja, er darf Freude daran haben, wenn er quält. Luzi – luzid – Lucifer – Lichtträger. Er zündet dem Arzt vor dem Computer manches Licht an – falls er nicht mit seiner „Pfunzel“ in den Abgrund leuchtet. In einen Abgrund zu fallen, ist für Luzi eine Möglichkeit. Es folgt darauf die zweite Grunddisposition in dem Buch: Der Mensch hat ja viele Leben und manchen Lebensversuch bei der Seelenwanderung, den vielen Wiedergeburten. Eine dritte Grunddisposition ist der Pantheismus: Alles ist Gott. Doch es bleibt das Schreckliche, dass es zu allen Zeiten eine gewisse Anzahl von Menschen gegeben hat und gibt, die Freude daran haben, andere zu quälen, Leben zu verhindern, Leben zu vernichten. Vielleicht, dass sie sich dann erst selber fühlen, oft begleitet von rassistischen, politischen oder religiösen Vorwänden, von einem Abgrenzungs-Gehabe den andern gegenüber. Dazu die Destruktivität, und dies nicht nur bei Kleinkindern. Dann der Neid. Vielleicht herrscht irgendwo ein Neid auf alles Existierende, ein Neid, der die Schöpfung rückgängig machen möchte, bei den krankhaft-gestörten Individuen bezogen auf das eigene Leben und dann in der Projektion auch der andern. Im Text heisst es: „Ihr seid die Schöpfer; euer Glaube und eure Visualisationen lassen das entstehen, was ihr die Realität nennt.“ Mephistophelisch und alles in uns – und was darüber hinaus reicht?

Dieser Luzi – wie könnte es anders sein – ist blitzgescheit und bietet überlegene Argumentationen sowie ein enormes Wissen und

Aufnahmen von Phänomenen seines Themenbereiches. Demnach eine vergnüglich-amüsante Lektüre mit Verblüffung, wie weit die Gedanken reichen. Ein vortreffliches Arrangement, ein Magnet, das die Überlegungssätze quasi anzieht. Ein Theater-Dialog umfassender Art, ein geistiges Amusement. In diesem Theater alles als Belehrung. Der Leser kann zugleich das Vorgetragene als ein Rollenspiel betrachten. Eine historische Fülle, ohne dass der Normalleser dies wohl merkt, in einem flüssig-süffigen Stil vorgetragen, ein Schaumwein als Lektüre. Allerdings kippt das anfänglich amüsante Spiel mit wachsender Seitenzahl in Ernsthaftigkeit.

Es fragt sich, ob der Teufel ein Sektierer sei, denn er zeichnet, wie es seine Art ist, ja nur immer schwarz-weiss, Himmel und Hölle, den rechten oder falschen Weg, gut oder böse, ja oder nein. Keine Kompromisse, kein Sowohl-als-Auch, keine Vorteile mit Nachteilen verbunden, es fehlen die Differenzierung, die Schattierungen. Aber bei einer Aufklärung wäre der teuflische Text nicht mehr so süffig, dieser Sermon, wie von der Kanzel herab eines Busspredigers, mit der Geisselung der Laster, immer wieder dieser Lasterkatalog, zum Beispiel im Hinblick auf den Materialismus – und dies die Parolen eines Teufels. Allerdings jede noch so geladene Batterie wird einmal schwächer mit der Zeit.

Dieser Luzi gebärdet sich als Therapeut, als ein priesterlich fürsorglicher Seelsorger und Wegweiser, mit einem typisch priesterli-



Yves E. Patak

Gespräche mit Luzi

Erleuchtung für Unwillige

242 Seiten, CHF 16.--

ISBN 13:978-1470160203

ISBN 10:147016020X

auch in englischer Version

www.yvespatak.com

chen Weltanschauungs-System. Oder handelt es sich um eine Schreibversuchs-Anlage im Sinne: Denken wir mal diesem Strange nach und schauen, wo wir landen und was sich literarisch-gedanklich daraus entwickelt? Der Mensch soll auf den richtigen Weg gebracht werden durch seine „innere Stimme“. Diese sei von der Stimme des „Ego“ zu unterscheiden, die stets mit Angst verbunden erscheint und selbstverständlich von diesem Luzi stammt. Das „Ego“ als der Höllenhund vor der Wahrheit.

Zum Schluss und zur Abrundung seien noch ein paar Sätze aus dem Buch zitiert:

„Allem, was ihr bekämpft, gebt ihr Energie und bindet es an euch. Darum hat auch das Loslassen der Angst mit Vertrauen zu tun.“ – „Lernt loslassen, und ihr werdet weiterkommen.“ – „Die Narrheit ist der himmlische Aspekt der Seele.“ – „Die Seele weiss alles, was es im gesamten Kosmos zu wissen gibt. Du weißt nur nicht, dass du alles weisst.“ – „Jeder Mensch baut sich sein eigenes Schicksal.“ Daher die Wortkette: Gedanken – Worte – Handlungen – Gewohnheiten – Charakter – Schicksal. Alles der Versuch, eine Antwort auf das Leid zu geben? - Nach der Meinung des Rezensenten e i n e Antwort, nicht d i e Antwort. Ein Gebäude, angereichert, angesammelt mit viel Interessantem und flimmernd in Lichtern wie von Leuchtreklamen im nächtlichen Dunkel.

Der Autor Dr. med. Yves E. Patak, geboren 1968 in Zürich, ist Arzt für Allgemeinmedizin, Akupunktur und Hypnosetherapie mit eigener Praxis. Auch trad. chinesische Medizin. Schreiben sei seine Passion. Aufenthalte im Fernen Osten und in der Karibik, von dort her einiges Wissen. Frühere Titel: „Null Bock auf Karma“, „Der Screener“, neu 2012 „Himmel & Hölle“, ein humorvoller Karma-Krimi. Sein Vorbild: Poe. Die Berufsrichtung: holistischer Lebensberater. Titel seiner Dissertation: Eine Studie zum Verlauf schizoaffektiver Psychose. www.yvespatak.ch (sowie com).

Herzlich willkommen

Susanna Basler

Klaus Rothe

Verena Keller

Rosmarie Widmer

Josiane Stern

Der ZSV Vorstand



Daniel Bamert mit seinen beiden langjährigen Künstlerfreunden: Bildhauer, Al'Leu (l) und Filmemacher Fredi M. Murer, ® dem Schöpfer von Filmen wie: *Höhenfeuer* und *Vitus*.
Foto: © Martina Leu



Bildwelten aus sechs Jahrzehnten

von Rolf Dörner

In seinem fünfzigseitigen A4-grossen, prächtig bebilderten Band „Daniel Bamert – 60 Jahre künstlerisches Schaffen in 70 Lebensjahren“ stellt Al’Leu den 1941 im glarnerischen Mollis geborenen vielseitigen Künstler und sein bildnerisches Werk vor.

Eine Sisypusarbeit angesichts der Fülle von Bildern! Wie vorgehen? Die Werke chronologisch nach ihrem Entstehen, oder nach Techniken, Stilrichtungen, Inhalten vorstellen? Al’Leu, ein international ausgebildeter erfahrener Bildhauer, wählte das chronologische Vorgehen. Denn Bamerts Werke lassen sich wie selten bei einem Maler oder Zeichner ziemlich gradlinig seiner Lebensgeschichte zuteilen. Man kann von echter Kontinuität sprechen, aufgeteilt in einzelne Epochen.

„Mit dem Rückbezug
auf die Musik
entstanden Werke
in denen Farben, Formen
und Rhythmen dominierten...“

Das Titelbild von Martina Leu ist ein Eyecatcher. Es zeigt Daniel Bamert vor einem Bild mit bunten Variationsformen, die an Richard Paul Lohse erinnern und den Betrachter animiert, das Buch zu öffnen. „Selbstbildnis“, das erste,

1957 entstandene Werk in Öl auf Karton, ist ein Stilleben, vor das der Künstler sein Selbstbildnis gelegt hat. Während Bamert die Kunstgewerbeschule in Zürich absolvierte, entstand „Stilleben mit Flaschen“, Aquarell, Bleistift und Collage auf Papier: Hier zeigt sich Bamert bereits als vielseitiger Zeichner und Maler, der neue Ausdrucksformen sucht.

Von 1959 bis 1963 wurde Daniel Bamert von Georg Almstädt zum Grafiker ausgebildet. Bereits zwischen 1962 und 1964 waren seine Ölbilder in mehreren Ausstellungen zu sehen. Bilder wie „Herbst“, „Flaschenkomposition“, „La Bosse“ und „Magnolien“ vermitteln einen Eindruck, wie reif seine Bilder bereits waren.

Dem Zeichner begegnen wir unter anderem in Werken, die Bamert auf einer Wanderung nach Paris mit Filmemacher Fredi M. Murer machte.

Auch zahlreiche Collagen und Ölbilder auf Leinwand entstanden Anfang der sechziger Jahre. Immer wieder taucht das Thema „Schach“ auf, so im Bild „Schachnovelle“. Die dazu abgebildeten zehn Bilder in Schwarz-Weiss und in Ölfarbe verdienen eine eigene Würdigung. Die letzten, 1970 in seinem Atelier in Brugg entstandenen Ölbilder, sind faszinierende Kompositionen.

Ein Wechsel bahnte sich an. 1971, auf der Suche nach mehr Licht, stiess Bamert zur Konkreten Kunst. Mit dem Rückbezug auf die Musik entstanden Werke, in denen Farben, Formen und Rhythmen dominierten, so Bilder wie „Prélude“ „Pastorale“ und „Le legato“.

Gegen zehn Werke auf drei Seiten erinnern an den Einfluss von Richard Paul Lohse. „Farbscala“ ist ein typisches Bild jener Periode.

Ein weiterer Umbruch: In Bamerts „Restriktionen“ werden geometrische Grundmuster in Teilformen aufgegliedert. Typische Zeugnisse sind „Rondell“, „Mouvement I + III“ sowie „Essay III“ und „Essay IV“.

Ums Jahr 1980 folgte der Bruch mit der Perfektion. Werke in Acryl auf Leinwand wie „Gitter-Spiel“, „Wachstum“ sowie „Waagrechte Risse“ zeigen den Wechsel. Eine neue Werkreihe bilden ab 1983 Daniel Bamerts „Kreis-Flächen“ in Air-Brush-Technik und Mischtechniken.

Aquarelle, die an Paul Klee und August Macke erinnern folgten. Dann wieder ein Bruch: CopyArt-Bilder, die mit Hilfe von Farbfo-
tokopieren entstanden und die intensive Experimentierfreudigkeit des Künstlers veranschaulichen.



Al'Leu

Daniel Bamert – 60 Jahre künstlerisches Schaffen in siebzig Lebensjahren

50 Seiten, Format A4,
CHF 25.-- € 21.-

ISBN: 978-3-85667-122-8

Edition LEU, Zürich

www.edition-leu.ch

Bamert löste sich von der geometrisch-konstruktiven Malweise, blieb jedoch der Geometrie treu. Es entstanden die „Muster“- Bilder in Acryl als geometrische Musterung. Die Fotocollagen sind ein Nebenzweig dieser Werke.

Ab 1993 entstanden in konstruktiver Malerei die „Scheiben-Bilder“ in quadratischem Rahmen und die „Octogonies“, achteckige Figuren, die aus farbtheoretischen Konstellationen hervorgehen. Ob die prächtigen, farbig-akzentuierten „Flecht-Bilder“, thematischen Variationsformen, die verhalten wirkende Serie „Opus“ in Acryl oder die bunten „Lamellen“-Bilder: Dieser Katalog versucht, Daniel Bamerts Werke zu ordnen und zeigt, wie sie entstanden sind. Die Kreativität der oft geometrisch ausgerichteten Werke besticht und beeindruckt.

Künstler schaffen Werke, um das auszudrücken, was sich nicht in Worte fassen lässt. Bilder erklären zu wollen ist müssig. Al'Leu nimmt uns auf eine Reise zu Daniel Bamerts Werken mit, die zwischen 1953 und heute entstanden sind. Seine Texte stellen die Bilder und ihre Entstehungsgeschichte vor ohne zu werten, und ermöglichen uns so einen freien Zugang.

Der Band ist grafisch übersichtlich aufgebaut und lädt zum Entdecken ein. Man sollte die hundertsechsfünfzig farbgetreu wiedergegebenen Bilder einfach in Ruhe auf sich wirken lassen. Leus vielfältiger Querschnitt durch eine einzigartige reiche Welt an Ideen, Stilen, Techniken, Farben und Formen wird Daniel Bamerts Schaffen gerecht.

BIBI
CICERO
ZÜRICH
BONDELI
ARISTIPP
NAPOLEON
ALCESTE
BODMER
HERDER
GOETHE
OBERON
WEIMAR
BIBERACH
VOLTAIRE
GRAZIEN
ABDERITEN
SCHWÄRMER
FEENMÄRCHEN
OSSMANNSTEDT
WASSERTRINKER
PRINZENERZIEHER
GÖTTERGESPÄCHE

1733-1813 CHRISTOPH MARTIN
WIELAND
DER VOLTAIRE DER DEUTSCHEN

12. Dezember 2012 – 24. Februar 2013
Museum Strauhof
Augustinergasse 9
8001 Zürich
Tel. 044 412 31 39
www.strauhof.ch

Di - Fr 12 - 18 Uhr
Sa - So 10 - 18 Uhr
Mo geschlossen
Festtage:
25.12. geschlossen
26.12., 1.1. + 2.1.13:
10 - 18 Uhr

Stadt Zürich
Museum Strauhof

Gemeinsamkeiten und Gegensätze

von Gion Jörg

Sie fahren genau dann Zug, wenn die Pendler zur Arbeit müssen und schnappen diesen die knappen Sitzplätze weg. Sie kaufen ausgerechnet um zwölf Uhr ein, wenn die Erwerbstätigen während ihrer kurzen Mittagszeit in die Migros zur Futteraufnahme müssen. Sie besetzen die wenigen bezahlbaren Wohnungen im Stadtzentrum und drängen die jungen Familien an die Peripherie. Sie lassen sich von den hart arbeitenden Jungen die Rente finanzieren und jetten mit diesem Geld zum AHV-Tarif an jeden erdenklichen Ort in der Welt, nur um dort die Warteschlangen vor den Museen zu verlängern. Sie sind im Weg. Diesen Eindruck kann man bekommen, wenn man die Kommentare zu einschlägigen Artikeln in den Online-Ausgaben der Gratis- und Bezahlzeitungen liest. Diese müssen nicht unbedingt repräsentativ für die Meinung der Mehrheit sein. Könnte es trotzdem sein, dass Rentner nur noch als Störfaktor wahrgenommen werden? Wenn es so ist, haben die noch Erwerbstätigen mehr Rechte als nicht mehr Erwerbstätige? Allen, die deutlich mehr als ein halbes Jahrhundert auf der Erde verbracht haben, fallen nun beliebig viele Argumente ein, weshalb ihre Altersgruppe sehr wohl das Recht hat, den durch jahrzehntelange, harte Arbeit verdienten Ruhestand zu geniessen, solange das die Gesundheit noch zulässt. Und ganz besonders verdient hätte man mehr Respekt von den Jungen. Und sie könnten auch viele Kommentare schreiben über die lebensunerfahrenen Motzer und Stänkerer, die sich mit lauter Musik und viel Alkohol zudröhnen. Wir wissen es von Ehe- und Glaubenskriegen, argumentieren hilft nicht weiter, so auch beim Generationenkonflikt. Aber manchmal hilft es, die andere Seite kennen zu lernen, um festzustellen, dass es neben Gegensätzen auch Gemeinsamkeiten gibt und das Andersartige auch spannend und anregend sein kann.

Wir können warten, bis die Zwanzigjährigen an die Lesungen des ZSV kommen oder wir können dorthin gehen, wo die jungen Poeten sind. Es gibt sie, die jungen, kreativen, hellwachen Dichter. Hier können wir sie entdecken:

<http://www.poetryslam.ch/>

<http://www.slamzuerich.ch/>

und die jüngsten www.u20slam.ch/

Wie jeder andere beginnt auch der Weg aufeinander zu mit dem ersten Schritt.



EINE DRUCKEREI. VIELE DIENSTLEISTUNGEN.

WIR GESTALTEN ALLES. WAS MAN DRUCKEN KANN. UND
DRUCKEN ALLES. WAS SIE GESTALTET HABEN.

ZUMINDEST BEI JÄGGI & ROFFLER:
ALLER ANFANG IST LEICHT.

MAILINGS, VERPACKUNGEN,
BÜCHER

Jäggi & Roffler AG
Giesshübelstrasse 106
8045 Zürich

DRUCK IN DIGITAL & ANALOG

tel +41 (0) 44 271 19 23
www.jrdruck.ch
info@jrdruck.ch



TATORT ZÜRICH:

Res Perrot Wie der weisse Tod

Wachtmeister Grossenbacher
arbeitet wieder

Res Perrot

Wie der weisse Tod

Kriminalroman, 304 Seiten

CHF 32.–/Euro 26.60

ISBN 978-3-85667-120-4

Eine Reihe von Familiendramen erschüttert die Schweiz. Als Mitglied der Interkantonalen Arbeitsgruppe «JULIA» wird Wachtmeister Paul Grossenbacher von der Kriminalpolizei des Kantons Zürich zur Unterstützung ins Bündnerische Prättigau gerufen, wo er augenblicklich vom Sog der sich überstürzenden Ereignisse erfasst wird. Falsche Versprechen, Geld und Gier sind Auslöser einer mörderischen Kettenreaktion ...

Res Perrot
Wie der weisse Tod

Ein dubioser Fall für
Wachtmeister Grossenbacher



LEU



LEU

Edition LEU
Kunst und Literatur
Badenerstrasse 133
Postfach 1726
CH-8048 Zürich

T +41 79 639 22 15
F +41 44 810 31 91
info@edition-leu.ch
www.edition-leu.ch